Dreikönigenbuch

von

J. Kreuser.

Zur Siebenhundertjährigen Feier der Einbringung
der heiligen Dreikönige.

Bonn,

Verlag von Max Cohen & Sohn.

1864.

Zweck des Verfassers.

Zum Frommen und zur Erbauung des lieben christlichen Volkes, so sagten, thaten und schrieben voreinst unsere braven Vorfahren, und sie standen sich wohl dabei. Jetzt scheint es bei Vielen Grundsatz zu sein, zum Abbruche des Christenthums und zum Aergernisse der Guten alle schlechten Kräfte aufzubieten; denn so erwirbt man sich den Ruhm von Aufklärung, Bildung und Wissenschaft, endlich Geld. Abgesehen davon, daß ich während eines ziemlich langen Lebens noch keinen einzigen Aufgeklärten gefunden, der bündig gelehrt, wahrhaft d. h. sittlich und wissenschaftlich gebildet war, so frage ich dich, christlicher Leser, dem Gott auch fünf gesunde Sinne gegeben hat, hast du und die Mehrzahl der Leute, die, sobald sie des Morgens die Augen aufthun, gleich für Frau und Kinder sorgen müssen, hast du, wiederhole ich, auch nur die Zeit dazu, um dir das anzueignen, was man Bildung, Aufklärung und Wissenschaft nennt? Bist du auch vielleicht dabei glücklicher geworden? Und nach Glück strebt jedes Wesen, und nicht wie man jetzt lehrt nach Freiheit; denn wenn du verheirathet bist, so weißt du, wie leichten Kaufs man seine Freiheit hingiebt für — —; allein wozu dir sagen, was du erfahren hast.

Wie du merkst, halte ich nicht viel auf unsere Aufklärung und Bildung; desto mehr auf unsere altväterischen Tugenden, Bravheit, Ehrlichkeit und Wahrheit im Handel und Wandel. Hoffe also auch hier auf kein Schriftchen neumodischer Art! Du wärest betrogen. Ich gehöre nicht zu den Federhelden, die in allen, na-

mentlich religiösen und politischen Dingen überfrech urtheilen, obgleich sie von Beiden weniger gelernt haben, als Bruder Langohr zum Yahen nöthig hat. Mich erfreut mein liebes Köln und sein Ruhm, das heißt, sein Heilthum in den heiligen Königen und dem Königsmünster, seinem Dom, und ich habe mich beflissen, ihn im Geiste altkölnischer Frömmigkeit wieder nach Kräften aufzufrischen. Da höre ich aber gleich die erleuchteten Zeitkinder schrein: Pfaffenkram, Mittelalter u. s. w., um die Leute wieder dumm zu machen. Ehrlich bekannt, auf den Pfaffenkram halte ich viel. Das heidnische Athen und Sparta stritten um den Ruhm in der Frömmigkeit und Begabung ihrer Tempel, und so wird es für Köln keine Schande sein, ihre frommen Väter nachzuahmen, und das Heil des Volkes da zu suchen, wo es nach allen vor- und nachchristlichen Weisen nur zu finden ist. Unehrliche Kinder verleugnen gerne ihre Eltern, weil sie sich ihrer schämen müssen; Köln hat eine gar ruhmreiche Geschichte, aber nur durch und in der Pfaffenzeit. Was das Mittelalter betrifft, so wollen wir einstweilen es getrost und hoffend erwarten; denn ein ziemlicher Theil steht, wie es scheint, noch im Knabenalter, hat also noch Zeit bis zum Mittelalter. Was aber das Dummmachen angeht, so lache ich über diesen Blödsinn, denn wie kann dumm gemacht werden, wer es nicht schon ist? [1])

Du wirst glauben, lieber Leser! diese Dinge gehörten nicht zur Sache, seien also überflüssig, namentlich in unserm Festbüchlein. Jedoch gemach. Wo etwas Religiöses auftritt, macht sich

---

1) Sehr weise Herrn warfen es mir oft vor, daß ich gewisse Dinge, vermeintlich ungehörige, immer in meinen Schriften anpacke und zuschlage; denn in unsern Zeiten nothwendigen Kampfes heißt es Hammer oder Amboß, Für oder Wider, Bekenner oder Leugner zu sein. Kännten die Herrn, wie das Gift in das Volk geträufelt wurde, nur in kleinen Gaben und Schriftchen, tagtäglich, sie würden sich nicht wundern, warum unsere Zeit unsere Zeit ist und nach- und vordenken.

gleich der offene Haß gegen alles Christliche breit, und wie die Erfahrung seit dem h. Rocke gelehrt hat, noch lehren wird, ist die belfernde und geifernde Aufklärung gleich bei der Hand, ihr Sumpflicht leuchten, zu laßen, und das liebe Volk wird verwirrt, häufig sogar gebildet, ich meine ungläubig; denn die fremden Worte klingen so vornehm, daß man eine Freude hat, sie nachzuschwatzen, um es den Gelehrten gleich zu thun, denen leider der Schnabel anders gewachsen scheint, als andern Leuten. Auf Eines dieser vornehmen Wörter, die jetzt im Krankenspital der phrasenreichen Gedankenlosigkeit nie fehlen, muß ich dich, christlicher Leser, im Voraus aufmerksam machen. Es heißt Kritik. Kritik bedeutet eigentlich Sonderung des Wahren vom Falschen, und wäre also etwas Löbliches, wenn die Kritiker wären, wie der h. Ambrosius, der h. Augustinus und so viele Kirchenlehrer, welche die Falschgläubigen widerlegten. Aber diese löbliche Kunst ist jetzt gewöhnlich ein Etwas, das um kurz zu seiu, darin besteht, Nein zu sagen wo man früher Ja sagte, und höhnend zu verspotten, was man früher als Heiliges ehrte. Führen wir einige Beispiele an, christliche und unchristliche, die Jedermann begreifen kann. Die h. Schrift seit Jahrtausenden untersucht, bis auf Wörter und Schriftzeichen gezählt, galt bisher bei allen Christen und bei dem Apostel als unantastbares Buch, aus dem der h. Geist spricht. Was thut die Kritik? Sie hält sich selbst für geistreicher und unantastbarer, als den h. Geist, und so sind wir denn so weit gekommen, daß die Evangelien, überhaupt alle h. Schriftbücher durch Umdeutung und Veränderung rein in alle Luft verpuffen, und sogar die geschichtliche Persönlichkeit des Heilandes geleugnet wird. Ist das nicht stark? Wohl, aber leider wahr, denn kein gebildeter Heide war so dumm, an einen geschichtlichen Heiland nicht zu glauben, weil er zu Rom über die Geburtsregister des Augustus, über die Leidensgeschichte unter Tiberius und Pontius Pilatus u. s. w. sich urkundlich überzeugen konnte und wirklich überzeugte, ein Zweifel also über beglaubigte

Menschen und Thatsachen höchst unverständig gewesen wäre. Schlechte Bücher wie Strauß und Renan wären bei den Heiden Unmöglichkeiten gewesen. Ein anderes Beispiel. Bei den Griechen bestand wirklich eine strenge Gesetzgebung und ein noch vorhandenes und bewundertes Dichterwerk. Der Gesetzgeber heißt Lykurg, der Dichter Homer. Nun aber behauptet die Kritik, beide hätten nicht gelebt. Also wenn die Gesetze und Gedichte nicht vom Himmel geregnet sind, so ist kein Ausweg zu finden. Dem Gesetzgeber Moses geht es noch schlimmer, schon weil er mit dem Christenthum zusammenhängt, und man macht sich darüber lustig, daß am Ende seines Werkes von ihm geschrieben steht, daß er gestorben und vom Herrn begraben worden sei. Die Witze über ihn, der gestorben dies geschrieben haben soll, sind eben so leicht als dumm. Wie die Kritik es mit der Schöpfungsgeschichte treibt, wissen fast die Kinder auf jeder Schulbank, denn die Naturforscher wissen das Alles besser als unser Herrgott und Weltschöpfer. Vorzüglich alles Christliche hat die Ehre, von der Kritik angegriffen und verworfen zu werden, ja wir stimmen einem klugen Manne bei, der da sagte: wäre das Einmal Eins ein christlicher Glaubensartikel, kein Gebildeter würde es glauben, sondern einfach es wegwerfen. Sonst dachte der schlichte Verstand: wo Kinder sich finden, da verstehen sich die Eltern von selbst, und wo das Christenthum frühe erscheint, sind nothwendig auch christliche Väter d. h. frühe Bischöfe. Nun heißt der erste Bischof in Rheinland Maternus, der aber nicht gelebt haben darf, weil einige Jahrhunderte später auch ein Bischof Maternus sich findet, und die Kritik vom ersten nichts weiß. Ist das nun ein Grund, den Leuten ihr Dasein abzusprechen, weil man nicht weiß. Ich meine, Nichtwissen berechtige nicht zu urtheilen; denn sonst könnte der Bürgersmann über Pehlvi, Prakrit, Tamul und sonstige Dinge urtheilen, deren Namen er nicht einmal kennt. Ferner um im gewöhnlichen Leben zu bleiben, wie vielen lieben Kölnern müßte die Kritik ihr Dasein absprechen, weil

sie nichts von ihnen weiß, oder gar, weil die Enkel denselben Vor- und Zunamen führen, wie ihre Großväter und die Urväter dieser Großväter. Die Kritik versteht's, aus Allem ein wahres Tollhaus zu machen, was sie dann für einen salomonischen Tempel ansieht. Je nun, das verhaßte Christenthum, dem vorzüglich der geheime und offene Ingrimm gilt, wird von solchen Fliegen nicht umgebrummt; denn der alte Gott lebt noch und wird die klug sich brüstende Unchristlichkeit überleben.

Was aber das Verdrießlichste ist, ist das, daß die häßliche Kritik dem Volke seine ganze Freude verdirbt an allem Schönen in Wahrheit und Dichtung, an seiner Geschichte, seinem Glauben, seinen Heiligen, seinen Helden, namentlich aber an allem Wunderbaren, und indem der Blütenstaub jeder Blüte weggewischt wird, überpinselt sie Alles mit dem Quaste der gemeinsten Plattheit. So z. B. freute sich seit alten Tagen die Schweiz ihren wackern Scharfschützen Tell, von dem keine Urkunden da sind, aber anderwärts finden sich gleiche Scharfschützen. Bei Küßnacht zeigt man sogar die Stelle des guten Schusses; allein die Kritik hat beschlossen, daß Tell nicht gelebt haben darf. In unserm Dreikönigenfestbüchlein müssen auch Dinge vorkommen, die der Alles-besser-Wisserin nicht genehm sind. Wir machen's aber, wie der edle Montalembert, und kümmern uns wenig um sie, werden aber Beweise bringen, wo sie nöthig sind; denn gelehrt thun kann ein Buch dicker, aber nicht besser machen, und ist eitel für das Volk, das ehrlichen Leuten traut, leider auch unehrlichen.

So ist also der Geist angedeutet, in welchem das Büchlein verfaßt ist, und es wäre für den Schreiber ein großer Lohn, wenn das voreinst heilige Köln wieder in die Fußstapfen seiner Vorfahren träte und wiederum ein heiliges würde; denn wahrlich es thut noth, schon um der gesunden Knochen willen. Zum Ueberflusse sei noch bemerkt, daß die Schrift vorzüglich für meine liebe Vaterstadt und Rheinland bestimmt ist. Vermißt ihr, lieben Leser,

hier und da die Weisheit, von welcher der Apostel Jakobus (III. 17) verlangt, daß sie friedfertig sei, so erinnert euch, daß der Herr des Friedens auch einmal die Peitsche nahm. Wir dummen Ultramontanen haben so viele cismontanen Bildner, daß wir wahrhaft auf die Nothwehr angewiesen sind, um das zu bleiben, was wir sein sollen, brave Katholiken, treu ihrem Gotte, ihrem Lande, ihrem Fürsten; denn die erste Treue bedingt die andern. Sollte übrigens ein achtbarer Gelehrter mit offenem Visir gegen die Sache auftreten, die namenlosen Fliegen läßt man summen, so hoffe ich auch fertig zu werden.

Erstes Capitel.

Der ältere und jetzige Dom.

Wenn Kölns Ruhm keineswegs sein Handel, wohl aber sein Dom ist, so ist es gewiß jedem Landsmanne lieb, Einiges über seine Geschichte zu vernehmen. Die Apostel hatten vom Herrn den Befehl, in alle Welt zu ziehen und das Evangelium der ganzen Schöpfung, deutlicher gesagt, allen Völkern zu verkünden. So berichtet wenigstens der Evangelist Markus, der schon zur Apostelzeit Bischof im christlichen Aegypten war. Ob die Zwölfboten des Heilandes dem Befehle gehorsam waren, ist eine Frage für Narren; denn das Christenthum mit seinen zahllosen Märtirern in allen Welttheilen von Indien bis Spanien, Frankreich und bis zu den Rheinlanden giebt die beste Antwort darauf. Da nun auch der fleißigste Mann nicht zur selben Zeit überall sein kann, so that der h. Petrus, wie seine Genossen, und sandte seine Jünger und Mitarbeiter aus. Nach dem römischen Frankreich kam der h. Dionysius der Areopagite, nach welchem der Marterberg (Montmartre) genannt ist; nach dem römischen Mainz kam der h. Crescens, durch Paulus beglaubigt; aber die Kritik glaubt an diese Männer nicht, die also nicht vorhanden sein dürfen, wenigstens in so früher Zeit. Nach dem römischen Unterrheine kamen der h. Eucharius, einer der siebzig Jünger des Herrn, erster Bischof von Trier und der h. Maternus, der vom Heilande erweckte Jüngling von Nain, erster Bischof von Köln. Daß diese bei der Kritik ebenfalls schlecht wegkommen, versteht sich von selbst; denn wie hätte die Kirchen-

neuerung aufkommen können, wenn sie nicht mit der alten Lehre auch alle alte Geschichte und was damit zusammenhängt, bestritten und verworfen hätte? Nun, wir halten es mit den alten gläubigen Jahrhunderten und haben unsere guten Gründe dafür. Außerhalb der alten Römerstadt an der Nordseite vor dem P(f)affenthore (porta Clericorum) lag voreinst der Graben, in welchem später St. Andreas erbaut wurde. Daran stößt die jetzt sogenannte Marcellenstraße [1]), noch 1814 anders benannt, nämlich: an St. Pauls (Pfarrkirche des Stiftes St. Andreas), an St. Mattheis, oder dem alten Dom, am Kettenhäuschen, in der Unnau, an St. Achatius oder gewöhnlicher den Jesuiten, St. Marcellus (Mauern der Kapelle sind noch im Garten No. 50 zu sehen), klein St. Uerselchen bis zum Ursula-Plätzchen. Dem Kettenhäuschen quer gegenüber oder genauer gesagt, gegenüber der Thüre des Hauses No. 5= an der noch sichtbaren Einbiegung des Hauses des Hrn. Geheimrathes Schnitzler war die Thüre zu einer ziemlich geräumigen Kapelle. Wir erinnern uns ihrer noch ganz lebendig, und die Spuren des alten Baues waren noch lange sichtbar, bis vor einigen Jahren der genannte ehrenwerthe und wohlthätige Besitzer des Hauses wegen nöthiger Zimmereinrichtungen die in-

---

1) Was für tolles Zeug Köln mit seinen Straßennamen getrieben, noch bis zur Stunde treibt, wäre lustig zu erzählen, wenn's nicht traurig wäre, da alle Geschichte gradezu vernichtet wird. Manche Gräber wurden an dieser alten römischen Heerstraße gefunden, deren Pflaster unter meinem Garten fortläuft. Auch mag hier ein altes Heidenheiligthum gestanden haben, denn beim Umgraben des Gartens wurde ein sehr schöner Finger aus Erz gefunden, der von einer übergroßen Bildsäule herrühren mochte. Ich übersandte ihn der verstorbenen kunstsinnigen Frau Sibylla Mertens, geb. Schaaffhausen, um ihn der Sammlung der Bonner Hochschule einzuverleiben. Zugleich bemerke man, daß diese Gärten, wie noch an St. Mauritius und St. Severin meist Weingärten waren, die auch außerhalb der Stadt in Norden weit über das Thürmchen hinaus, in Süden bis Rodenkirchen und Bonn sich fortzogen.

nern Gewölbe (der äußere Bau ist seit dem Anfange des Jahrhunderts neu), abbrach. Die Kapelle war dem h. Apostel Matthias geweiht, hieß aber nicht nach demselben, sondern Maternus-Kapelle oder wie das Volk und die Gelehrten sagen, der alte Dom, Antiquum Summum. Nach dem bösen Jahre 1802 wurden eine Menge Kirchen von den wüsten Vandalen, mit Respekt zu melden, Kölnern, versteigert, vernichtet und auf der kleinen Strecke der Marcellenstraße verschwanden St. Pauls, der alte Dom, die Marcelluskapelle, klein St. Ursula, und die Achatius- später Jesuitenkirche, wurde nur dadurch gerettet, daß ein braver Bürger, vom Volke der reiche Führt genannt, sie ansteigerte, und dem Gottesdienste zurückschenkte. Kännte unsere Mitwelt noch den alten Bau, der allerdings 1499 neu geweiht, also auch mehr oder weniger neu gebaut worden, mit seinen alten denkwürdigen Urkunden, die neuen Behauptungen würden schwerlich mit ihrem dreisten Urtheile über Maternus auftreten dürfen. Winheim hat auch noch eine alte, ebenfalls bei Gelen abgedruckte Inschrift auf Stein, die aber von der Rohheit mit abgerissen, also in ihren Schriftzügen nicht mehr beurtheilt werden kann. Vgl. Kölner Chron. Bl. 115. b und Historische Beschreibung der stadtkölnischen Collegiatstifter 1771 S. 14.

Wie Kaiser Mark Aurel schon eine christliche Legion (legio fulminatrix) im zweiten Jahrhundert hatte, so mag es auch in Köln gegangen sein, und das Christenthum wagte sich in die Stadt. Eine neue Kirche wurde erbaut, St. Eugenia, später nach der h. Cäcilia umgetauft. Wann diese Kirche erbaut wurde, will ich nicht bestimmen, die alten Urkundenmänner sagen im Jahre 94 n. Chr. G. — Unsere Nichturkundenmänner meinen sehr klug zu thun, wenn sie darüber lachen. Wir wollen uns aber die Sache genauer ansehen. Die Eugenienkirche heißt ebenfalls vom h. Maternus erbaut, und seltsam genug ist der begrabene Maternus-Altar in unsern Tagen wieder ausgegraben und gefunden

worden, und zwar am Westende, Kennzeichen, daß die Kirche später nach Ostern erweitert worden und ursprünglich klein war. Noch seltsamer aber ist es, daß ziemlich wahrscheinlich grade diese Kirche schon zur Heidenzeit genannt wird. Ich liebe es nicht, mich mit fremden Federn zu schmücken, bekenne also sehr dankbar, daß unser fleißiger und gelehrter Caplan, Verfasser der Forschungen über Groß-Martin und der trefflichen Schrift: „St. Ursula und ihre Gesellschaft" Hr. Kessel mich zuerst auf die Spur geführt hat. In jeder altrömischen Stadt wie zu Rom selbst gab es ein Prätorium. Prätor hieß in ältern Zeiten der Feldherr, sein Zelt war auf einem Platze am Thore, das grade gegen den Feind führte und Prätors-Thor (porta praetoria) hieß. In den übrigen Städten war das Prätorium das römische Statthaltereigebäude. Zu Jerusalem wohnte Pilatus im Prätorium (Matth. XXVII. 27. Mark. XV. 16. Johann. XVIII. 28, 33. XIX. 9.), und Jesus wurde dahin geführt, wie später der Apostel Paulus (Apostelgesch. XXIII. 35) ins Prätorium des Herodes, d. h. den Palast des Herodes. Im Briefe an die Philipper (I. 13) kommt auch das Prätorium vor und so hieß kurzweg der kaiserliche Palast, den der Apostel später Haus des Cäsar (IV. 22) nennt, denn er war am kaiserlichen Hofe wohlbekannt. In den Städten lagen die Prätorien gewöhnlich in der Mitte, und der Mittelpunkt des römischen Köln ist ungefähr St. Cäcilien, daß daselbst ein stattliches Gebäude stand, bezeugten noch vor wenigen Jahren nicht nur die römischen Ziegelsteine in den Wölbungen einer Halle, sondern noch jüngst der kostbare ausgegrabene Mosaikboden, dem man eben um der Kosten willen nicht weiter nachgespürt hat. Die Mosaikbilder zeigen auch offenbar, daß an ein christliches oder gar bischöfliches Gebäude nicht zu denken ist, wohl aber an ein heidnisches. Nun aber wissen wir aus Ammianus Marcellinus, einem Herrn aus der kaiserlichen Leibwache, dessen ersten dreizehn Geschichtbücher unglücklicher Weise verloren

sind, daß Sylvanus sich zum Kaiser von Gallien aufwarf (XV. 5). Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange, Ursicinus drang in seine Kaiserburg (caesis custodibus regia penetrata), Silvanus flüchtete sich in ein Kirchlein (Silvanum extractum, *aedicula*, quo exanimatus confugerat, ad conventiculum *ritus Christiani* tendentem, densis gladiorum ictibus trucidarunt), wo man christlichen Gottesdienst hielt (es war Morgens- also Meßzeit), allein er wurde hervorgeschleppt und getödtet. Da Ammianus Marcellinus, wie er selber sagt, mit zu Köln anwesend war, so kann man die genauere Andeutung der Oertlichkeit wohl begreifen. Die Frage ist also: wo ist das Kirchlein (aedicula)? Man sehe sich um, es bleibt nur St. Cäcilien, damals noch Kapelle; denn die anstoßende ebenfalls uralte Pfarrkirche St. Peter ist kein Kirchlein und war ursprünglich von St. Cäcilia abhängig, also jünger. So hätten wir also einen klassischen Gewährsmann für das hohe Alter unserer Cäcilienkirche. Aber die Wortkipper werfen vielleicht ein, das lateinische aedicula ist kein Kirchlein, sondern ein Häuschen, was ziemlich gleichgültig ist, wenn christlicher Gottesdienst da gehalten war; aber sie fertige ich leicht ab. Dem Livius wird, denke ich, Niemand zu widersprechen wagen. Dieser (Hist. XXXV, 9) nennt ein Kirchlein der Göttin Victoria (aediculam Victoriae Virginis) und ein Kirchlein des Jupiter auf dem Kapitol (c. 41. in cella Jovis supra fastigium aediculae), und damit abgemacht.

Wir könnten hier noch über die heilige römische Jungfrau Eugenia, die unter Kaiser Gallienus die Märtirerpalme errang, so wie die ebenfalls römische, zwar frühere, aber später weltberühmt gewordene Jungfrau Cäcilia (s. Sigebert. Chron. ad Ann. 621) reden; allein das berührt unsern Dom nicht. Genug St. Cäcilien wurde bischöfliche Kirche und als solche ein Stift, gegen das Ende des neunten Jahrhunderts ein Jungfrauenstift, nachdem der zweite oder Hildebold'sche Dom schon geweiht war. Auch

blieb sie bischöfliche Kirche bis der neue Dombau fertig war, und so lange noch die Erzbischöfe in Köln wohnten, hatten sie noch, wie Wallraf in seinen Beiträgen (S. 185) angiebt, die Gewohnheit, die alte Bischofskirche zu ehren; denn die erste Christmesse wurde im neuen Dom, die zweite in St. Mergen, wo voreinst der fränkische oder lothringische Palast lag, das Volk noch seinen Pallas[1]) kennt, die dritte endlich in Cäcilien gehalten; denn am Christtage wurde St. Eugenia Martirin.

Gehen wir jetzt zu unserm jetzigen Dome über, so verdanken wir dieses höchste Kleinod Kölns dem gewaltigen Kaiser Karl dem Großen. Dieser war mit dem ehrwürdigen Erzbischofe Hildebold sehr befreundet, und schenkte ihm für seinen neuen Münsterbau nicht den von seiner Ahnfrau Plektrudis voreinst bewohnten Palast am südlichen Stadtende, wahrscheinlich seine eigene Wohnung, sondern grade am nördlichen Ende die alte römische Wasserburg[2]) (Castellum aquae), und auf diesem Grunde wurde der neue Bau angelegt. Wie die alten Römer mit kluger Vorsicht grade für das Nothwendigste, das gesunde Wasser sorgten, und mit ungeheuren Kosten aus den Gebirgen in die Städte führten, ist bekannt, und wem es unbekannt, braucht nur den gelehrten Lipsius über die römische Größe (III. 11) oder den Baumeister Vitruvius zu lesen. Köln hatte wie seine großartigen Cloaken[3]),

---

1) In einem Hause, (denn der alte Palast bildet jetzt mehrere Häuser) sind noch in einem Doppelkeller römische Gewölbe und Säulen zu sehen, wenn sie nicht in den letzten Jahren neumodisch umgestaltet sind.

2) Ein jüngster Beschreiber des Domes denkt an einen merovingischen oder fränkischen Palast. Schon unsere altkölnischen Kalender, die über alle Kirchen und deren Geschichte berichten, hätten eines Besseren belehren können. Kennt auch schon Ammianus Marcellinus Franken als römische Kriegsleute, so ist in Köln vor 475 doch nicht an Merovinger zu denken, und da hatte die Stadt schon ein Alter von fast fünfhundert Jahren, hatte römische Kaiser wählen, steigen und fallen gesehen.

3) Der Stadtbaumeister Schmitz, noch der alten Reichsstadt ange-

so auch seine Wasserleitungen, die bis hoch in die Eifel gehen, von derselben Gegend auch nach Trier hinabsteigen, woher im Volke die Sage, der Kanal gehe von Köln nach Trier, als ob das Wasser nicht bloß zu Thal, sondern auch zu Berge fließen könne. Diese Wasserleitung ist bekanntlich noch zu Walberberg und an vielen Orten [1]) sichtbar, und hat in dem Laufe der Jahrhunderte jenen grünen Marmor abgesintert, der noch an vielen Kirchen gefunden wird und von den Geologen noch nicht für vorsündfluthlich erklärt ist. An die Wasserburg erinnerten auch noch vor dem Abbruche von Margriete [2]), Maria ad gradus (1817, wenn ich nicht irre), und vor der Abtragung des Hügels bis zur Domsohle die gewaltigen hervorstehenden und schwer wegzuschaffenden Fundamentirungen aus der Zeit, wo man das Ufer gegen die gegenüberliegenden Germanen wahren mußte. Diese Baureste auf dem Margrieten-Kloster, jetzt Frankenplatz umgetauft, waren gegen Norden durch eine steinerne Treppe in drei Absätzen bedeckt, die wir als Kinder (auch gen Süden war eine ähnliche Treppe), zum Aerger unserer Mütter und zum Schaden unserer Beinkleider oft genug besprangen und berutschten. Auch erinnert an die Wasserburg der weiße Stein im jetzigen Dome ungefähr vor dem jüngst verschwundenen Barbaraaltare, wohin die Sage den Anfang der unterirdischen Wasserleitung verlegt, die nach der Eifel, ja nach Trier führen soll. Endlich rührt auch der

---

hörig, pflegte zu sagen: wenn ich einmal todt bin, wird kein Mensch mehr von diesen unterirdischen Gängen etwas wissen. Wie er gesagt, so ist geschehen, obgleich von Zeit zu Zeit in der Budengasse, an den Augustinern die Arbeiter an Neubauten wiederholt auf sie stießen.

1) Sie sind einzeln aufgeführt in Histor. Beschreib. der stadtk. Colleg. S. 94 ff.

2) Nicht Margrete, Margräte, noch Margrote, am Fetten Hennen auch Margroten-Kloster, am wenigsten aber ganz neumodisch Frankenplatz im Volke damals benannt. Vor lauter Vornehmthuerei verschmäht man die alten Volksnamen, und vernichtet die Geschichte.

Name Burgmauer etwa bis zum frühern Lämmchen von der Wasserburg her, und die Reste der Römermauer haben bis heute noch nicht entfernt werden können. Der Verfasser der Schrift: Historische Beschreibung der stadtkölnischen Collegiatstifter S. 15 f. sieht auch noch ein Ueberbleibsel der Wasserburg in dem Thurme, der nächstens beim Abbruche der nördlichen Chorumgebung sich jedem Auge zeigen wird, und wir können dem Verfasser um so sicherer vertrauen, als in meiner Jugend, um so mehr also im J. 1771 diese Oertlichkeiten bei den Bürgern der Reichsstadt noch lebendig waren.

Erzbischof Hildebold starb wenige Jahre nach seinem kaiserlichen Heldenfreunde, um das Jahr 818, und da sein Kirchenbau zu bedeutend war um vollendet sein zu können, so wurde er in St. Gereon begraben. Tritt man durch die Eingangsthüre, so ist am Altare rechts das Grab, verunstaltet durch ein erbärmliches Chronicum, voreinst mit einem sinnigen Gemälde geziert, das sich auf eine Geschichte aus dem Leben Hildebolds bezieht. Sie lautet also: Köln war uneinig über die Wahl eines neuen Bischofs. Da setzte Kaiser Karl zu Aachen sich zu Pferde, denn er hatte gerne überall die Augen selbst dabei. Als er nun nach Königsdorf kam, läutete es zur Messe. Er hörte sie und opferte auf dem Altare einen Gulden. Der würdige Geistliche sah den Kaiser für einen Jägersmann an, und sprach: hier opfert man nicht mit Gulden, drum nehmt ihn wieder. Aber das erste Reh oder Wild, so ihr fangt, davon sendet mir die Haut, um mein Meßbuch zu überziehen. Dem großen Kaiser gefiel der Mann und seine Rede, und als er erfuhr, wie rein sein Wandel, ward er in Köln zum Erzbischof gesetzt und des Kaisers Freund und Rath.

Noch zwei Erzbischöfe folgten, bis endlich der Dom unter Willibert vollendet wurde, 873 oder 872; denn Köln hatte damals seine eigene Jahresberechnung. Zugegen waren bei der feierlichen Einweihung viele Bischöfe von Mainz, Trier, Verdun, Hildesheim, Minden, Werden, Paderborn, Halberstadt, Münster, Utrecht, Os-

nabrück, und Andere. Wie der Bau beschaffen war, ist aus einer alten Urkunde, die auch bei Gelen und Winheim angeführt wird, so klar zu ersehen, daß Sulpiz Boisserée in seiner „Geschichte und Beschreibung des Domes von Köln" sogar eine Zeichnung davon entwerfen konnte, als ob er noch da stände. Wer also wißbegierig ist, mag in dem genannten Buche selbst nachsehen. So viel ist klar, daß die Bauweise eine andere war, als die jetzige, und man nennt sie die römische; aber da dieses Wort vielen Kunstherrn bitter im Munde ist, so sagt man lieber romanisch, obgleich der Römer auf lateinisch Romanus heißt. Merkwürdig ist an diesem Vordome, daß er gleich den Domen zu Mainz, Speier und anderwärts zwei Chöre hatte, einen für das Stift, den andern für die Pfarre. Dann bemerken wir noch, daß der frühere Dom so ziemlich auf der jetzigen Stelle lag, nur nicht so weit nach Süden und Westen sich ausdehnte. Wie beweise ich diese Behauptung? Ich schließe dieses daraus, daß auf der Südseite sich der erzbischöfliche Gerichtsstuhl befand, von wo Anno unmittelbar nach dem Berichte des Lambert von Aschaffenburg in den Dom floh, und seinen empörerischen Verfolgern durch ein Loch in der Mauer außerhalb der Stadt (jetzigen Trankgasse) entwischte. Dieses merkwürdige Loch ist noch vorhanden, wie Herr von Wittgenstein bezeugen kann, dessen älterliches Haus auf der Nordseite östlich von der großen Gerkammer einen Eingang in den Dom hat, der nächstens mit dem anstoßenden Thurme beim Abbruche sichtbar genug werden wird. Es wäre rathsam, wenn von dieser denkwürdigen Oertlichkeit zur Zeit eine Zeichnung aufgenommen würde. An der Südseite lag auch, wenn ich nicht irre, der alte hölzerne Glockenthurm, aus welchem im fünfzehnten Jahrhundert die jetzigen Glocken in den neuen Thurm geschafft wurden. Ueberhaupt bei der Grundlegung des jetzigen Südportales fand sich keine Spur eines früheren Baues, und eben so wenig weiter gegen Osten, wo jetzt der Reißboden theilweise auf dem Grunde

der abgebrochenen Kirche St. Johann und der Wohnung des verstorbenen Chirurgen Weise steht. Wenn ich sagte, daß auch gegen Westen der Dom nicht so weit reichte, wie jetzt, so stütze ich mich dabei auf folgende Gründe. Als bei der Förderung des nördlichen Thurmes unser Freund, Dommeister Zwirner ruhmreichen Andenkens, einen Theil der Fundamente untersuchte, fand er zuerst die altrömische Stadtmauer, daneben die Profilirungen der westlichen kürzern Vorhalle, alsdann die jüngere mehr nach Westen vorgerükte Anlage der jetzigen Thürme. Liebt es unser gutes Köln, sich für den vermeintlichen Meister von 1248 in Begeisterungs-Feuer und Flamme zu versetzen, und vom ursprünglichen Plane immer so zu reden, als wären sie seit Urbeginn eingeweiht worden, so möchten bei diesen Redensarten doch manche Täuschungen unterlaufen. Erstens als der Dom, wahrscheinlich durch Albert den Großen und den Bischof von Paderborn, Simon von der Lippe, angelegt wurde, war das Kirchenbauamt noch so ziemlich in den Händen der Geistlichkeit, die selbst sich auf's Bauen verstand, wie Albert der Große an seinem Vordom, der Dominikanerkirche bewiesen, von der leider nichts mehr übrig ist, als ein Bild auf der Orgel von St. Andreas, das nach der Versicherung des Dr. Korschilgen[1]) der als Knabe sehr oft in den Dominikanern die Messe diente, sehr genau sein soll, da er in jedem Winkel sich zurecht fand. Später bemächtigte sich die Laienwelt, wie der übrigen Künste, so auch der Baukunst, und dieses gilt namentlich von den großen selbstständigen Bauten der gothischen Thürme, an die 1248 in Köln eben so wenig gedacht wurde, als in Amiens. Diese Laien, meist edeln Geschlechtern angehörig, vereinigten sich später in einen Verein, den man mit einer Zunft vergleichen könnte, wenn es eben nicht seine Eigenthümlichkeit gewesen wäre, höher als die spießbürgerliche beschränkte und beschränkende Zunft zu stehen. Auf's Können allein nämlich kam es an, und ein Jan

1) Vor Kurzem gestorben.

von Hüls konnte zu Strasburg bauen, ein Hennecourt in Wimpfen und Ungarn, ein Fremder zu Ulm, Mailand und wo immer. Dieser Verein hieß Bauhütte der Steinmetzen, und er hatte seine besonderen Satzungen, Bräuche, Rechte, die wir aus den Urkunden von Strasburg, Rochlitz u. s. w. noch kennen. Wie geehrt die Bauhütten waren, leuchtet daraus hervor, daß die Reichsstadt Strasburg ihnen alles Gericht über Bausachen übertrug. Die Hüttenbrüder ordneten sich sogar gleich dem heiligen römischen Reiche und seinen Fürsten und Städten in Reichstagen, wie ich anderwärts besprochen habe. Ein solcher Hüttentag wurde zu Regensburg abgehalten und im Jahre 1464 eine Ordnung festgestellt, gemäß welcher drei Hütten als Häupter alles edeln Bauwerks bestellt wurden. Sie waren Strasburg, Wien und Köln, und oberste Richter im Reiche. Unter Strasburg stand alles Hüttenwerk von südlich der Mosel und Frankenland bis Sachsenland, nördlich und Augsburg gegen Mittag. Wien gebot über seine Länder, Steier und Ungarn und Lombarden bis in das Herz von Italien. Kölns Gebiet erstreckte sich über seine Bisthümer von Lüttich bis Osnabrück und über das Land von südlich der Mosel bis an das deutsche Meer, das damals mit allen Niederlanden noch zum Reiche gehörte. In dieser Zeit war die Bauhütte mit ihren Steinmetzen und Werkleuten eine geschlossene Brüderschaft, und in ihrer Urkunde erklären sie, für Fürsten, große Herrn, Städte, Stifter und Klöster die Kirchen, Chöre und sonstigen Gebäude des Steinwerks auf sich zu nehmen. Nichts ist natürlicher, als daß Leute, die ein kostbares Werk beabsichtigen und es bezahlen müssen, sich auch einen Plan vorlegen lassen, um zu sehen, wie sich das Ding ausnimmt, und so kennen wir gerade aus diesem fünfzehnten Jahrhundert Aufrisse zu Wien, Ulm, Strasburg u. s. w.; aber keine aus früheren Jahrhunderten. Auch der Aufriß unserer Kölner Domthürme stammt daher nicht von 1248, sondern aus dem erwähnten Jahrhundert, in welchem Kon-

rad Kuya, sein Sohn, Büren, Frankenberg und andere Meister thätig waren, von denen man wohl was wissen könnte, wenn man sich mehr darum bekümmerte, als um hohles Geschwätz. Hier halte ich es für Pflicht, unseres fleißigen Mitbürgers Joh. Jac. Merlo dankbar zu erwähnen, der in seinem Werke über die „Kölner Künstler“ vieles gesammelt hat, leider bisher Unbenutztes. Jedoch kehren wir zum Dom zurück. Der Hildebold'sche Bau stand bis zum Jahre 1248. In demselben Jahre hatte sich die sogenannte deutsche Baukunst in Frankreich ausgebildet, und Meister Pierre de Monterau (Montreuil) baute seinem heiligen Könige Ludwig die sogenannte heilige Kapelle (la sainte Chapelle), die Perle der Baukunst. In demselben Jahre verbrannte auch, wie außer dem Papste viele Geschichtschreiber bezeugen, der Kölner Dom. Ob er ganz oder halb oder theilweise vom Feuer verzehrt worden, darüber ließ sich viel Gelehrtes schreiben, was für das Volk eben so unnütz wäre, als der Streit, ob die Gothik in Frankreich oder Deutschland entstanden. Genug, wäre der Dom nicht abgebrannt, so hätte man ihn abgerissen. Das klingt ja schreklich, wohl, ist es aber nicht. Die Städte kannten in damaligen Zeiten keinen größeren Ruhm, keinen höhern Stolz, als ein prachtvolles Münster; der Reichthum hatte seine Freude daran, mit dem kostbarsten es auszustatten; ein Kirchenräuber war ein Scheusal, dem gegenüber der Spitzbube und Gaudieb grundehrlich erschien, und manche Städte waren auf ihr liebes Münster so eifersüchtig, daß sie wie Ulm nicht einmal die wohlthätige Beisteuer von Fremden gestatteten. Das damalige Köln war nicht so edel gesinnt; denn es war noch nicht die mächtige Reichsstadt, die, um mit Oliver dem Kreuzfahren zu reden, in Morgenland mehr leistete, als das ganze römische Reich, sondern es war noch seinem Erzbischofe unterthan, der noch in der Stadt wohnte, und zwar der südlichen Domseite gegenüber, wo jetzt das erzbischöfliche Museum nebst Anhängseln steht. Aber weshalb wollte man denn

den lieben Dom abbrechen, wenn er nicht abgebrannt wäre? Einfache Antwort: die Reliqiuien der heiligen Dreikönige waren ein nicht zu berechnender Schatz, ein Eigenthum der heiligen Stadt geworden, mit ihnen die Leiber der Heiligen Felix und Nabor, des h. Gregorius von Spoleto, endlich auch der sieben Machabäer, welche die christliche Kirche, auch die griechisch-morgenländische seit uralten Tagen am ersten August verehrt, wie Kenner aus dem h. Chrysostomus, dem h. Augustiuus, dem h. Gregor von Nazianz und vielen andern Vätern wissen und beweisen. Wir werden also zuerst über Reliqu ien und die hh. Dreikönige Einiges sagen müssen, und dann mit der Domgeschichte fortfahren. Diesen Heiligthümern beabsichtigte man schon lange eine würdige Stätte, d. h. einen neuen prächtigern Dom zu erbauen. Wie der brave Geschichtschreiber Ficker in seinem Leben des h. Engelbert beschreibt, hatte der genannte Erzbischof, Herzog, Beschirmer und Verweser des Reiches, in sehr schlimmen Zeiten lange den Bau vor. Im Jahre 1216 und im kräftigsten Mannesalter zum Erzbischofe von Köln erwählt, verstand er am Rheine, der Mitte*) des Reiches, nicht nur die Ordnung wieder herzustellen, und den frechen Adel mit starker Faust zu zäumen, sondern er sammelte auch schon Geld und Edelsteine für sein neues Münster, versprach für den Beginn des Baues fünfhundert Mark, damals eine gewaltige Summe, ferner jedes Jahr bis zur Vollendung, die er zu erleben hofte, ähnlich reiche Beiträge, und wir dürfen diesen Angaben trauen; denn ein Zeitgenosse liefert sie, der grundehrliche und berühmte Cäsarius von Heisterbach, der von jetziger Geschichtsdichterei und Fälschung noch keinen Begriff hatte. Engelbert der heilige Märtirer

---

*) Man erinnere sich, daß Burgund, Metz, Toul, Verdun, Elsaß, Lothringen, Belgien, Holland und die Schweiz damals noch zu Deutschland gehörten; aber schon damals gab es schon kleine nnd Klein-Deutschen, oft große Herrn. Sie sind verschollen, der arme Rhein als Herz und Mitte mit.

für das Recht führte seinen Plan nicht aus; denn er wurde bald von seinem Neffen, dem Grafen Friedrich von Isenburg, meuchlings überfallen, und mit vielen Wunden ermordet, wie bei Ficker schön beschrieben steht. Jedoch ehe wir weiter fortfahren, wird es gut sein, zuerst über Reliquien und die hh. Dreikönige etwas zu sagen, und dann mag's weiter gehn.

Indessen, lieber Kölner Mitbruder! hier kann ich nicht umhin, dir einen kleinen politischen Nasenstüber zu geben, namentlich wenn ich den auch geistig hohen Dom ansehe. Geht's gut mit Handel und Wandel, steht's gut um das Weltall, und der neue Glaube ist kein Wunder; denn abgesehen davon, daß der Mensch aus Körper und Geist besteht, so predigen seit Turgot, Adam Schmit, Chevalier und tausenden armen Schluckern so viele über National-Reichthum, daß wir Geld wie Heu haben müßten, wenn die neue Wahrheit eben wahr wäre. Die alte Zeit war früher mit dem Evangelium einig: suchet zuerst das Reich Gottes, und alles Uebrige, das Irdische, wird euch nachgeworfen werden. Wirklich hat sich der Spruch auch am alten Köln bewährt. Aber ausgegebnes Geld kommet nicht wieder, sagt ihr, ruhendes trägt keine Zinsen, und außerdem war aller Reichthum in der todten Hand der Geistlichkeit und des Adels. Da spricht man von Benutzung und Verdummung der Massen durch Aberglauben, Heißmachen der Hölle, Bangemachen durch Teufel, Loskaufungen durch Abläße, Erbschleichereien und wie sonst das dumme Zeug heißt, womit man die Gimpel einfängt. Ich könnte einfach fragen? braver Kölner, hält die lebendige Hand nicht die Finger zu, während die todte reichlich gab, noch giebt, wenn sie kann? August Reichensperger bezeichnet unsere Zeit mit dem rechten Namen, indem er kurz sagte, sie ist verlogen, und ihre Geschichtschreibung auch, wie Onno Klopp, ein gelehrter Protestant, gegen Berühmtheiten nachweist, deren Unsterblichkeit vor ihrem Tode sterben wird. Das alte Köln war am reichsten, als es am meisten gab, und als es seinem Dom nichts

mehr gab, ging's ihm wie Spanien, das arm wurde an seiner Gold- und Silberflotte. Wer gab denn? die Massen? Ja wohl, nach ihren Verhältnissen; denn wer nur Kleines hat, kann Großes nicht geben. Aber die Großen gaben im größten Maßstabe, und wurden dadurch nicht arm. Wie Engelbert so schenkten fast alle Erzbischöfe reichlich an den Dom, sogar oft ihre Erbgüter. Was den Adel betrift, dessen Gemeindegut wir in wahrer Verdummung nicht achten, so war dieser sich seiner Pflicht bewußt, daß, wer für sich Ueberfluß hat, die Sorge für die Gemeinde übernimmt, da für das Ganze gewiß schlecht sorgt, wer für sich zu sorgen hat. Um nur wenige zu nennen, der Herzog von Aremberg schenkte dem Dom ein Herzogthum, sein Geschlecht blüht noch; Irmgardis Gräfin von Zütphen vergabte ihr reiches Erbe, und was andre Geschlechter thaten, davon zeugen noch die Wappen auf den gebrannten Domfenstern. Was ist geschehen? das Recht des Eigenthums ist mit Füßen getreten, das Kirchen- oder Volksgut gestohlen, mit anmutigerm, weil unverständlichem Worte säkularisirt, angeblich zum Nutzen des Volkes. Was ist erfolgt und mußte erfolgen, da in der geschichtlichen Entwickelung alle Folgen gezogen werden bis zur letzten nach dem kölnischen Sprüchworte, alles Leben will widerlebt sein? Die Massen haben nun vor keinem Rechte mehr Scheu, wollen auch stehlen, aber von unten nach oben, und nennen sogar dumm, aber immerhin frech, alles Eigenthum Diebstahl. Ja es giebt sogar einen beschränkten Reichthum, der in hochnasiger Aufklärung sich gegen das Christenthum auflehnt, obgleich grade dieses ihn schützt und nur allein schützt, denn da heißt es: Du sollst nicht stehlen, nicht begehren deines Nächsten Haus u. s. w. Ist nun beim Stehlen, nichts herausgekommen, mein gutes Köln, so versuch's einmal, wie Einige löblich thun, mit dem Geben an den hohen Dom, und es wird besser gehn, wenn Gott seinen Segen giebt. Levin Schücking nannte den Dom den Bettler am Rhein, und wahrlich er ist es, und braucht darüber nicht roth zu werden. Wie solche Zeit-

richtungen, wie die unsern enden, hat schon vor vierzehnhundert Jahren ein Kölner beschrieben, der aber Bischof zu Marseille war. Er heißt Salvianus. Lies ihn, wenn er dir begegnet!

Zweites Capitel.

Reliquien.

Wenn der Unterschied groß ist zwischen einem blühenden siebzehnjährigen Mädchen und derselben achtzigjährigen zahnlosen runzelfaltigen Matrone, an der keine jugendliche Spur mehr zurückgeblieben ist, so ist der Abstand zwischen Damals und Jetzt gewiß eben so grell; ja viele schütteln den Kopf in ihrer Gottlosigkeit über unserer Vorfahren Frömmigkeit, lächeln vornehm im Dünkel des Unglaubens über ihre Gläubigkeit, würden es für Wahnsinn halten, eine Million einem Schreine mit heiligen Reliquien nachzusetzen. Einige sind sogar so einfältig über Reliquien zu spotten. Aber christlicher Leser! fühlst du nicht, daß die Reliquienverehrung dir, allen Völkern, auch den rohen Heiden eingeboren ist? Oder bist du so roh im Herzen und überkrustet, daß, wenn du einen lieben Vater, eine theure Mutter, Gattin, Braut oder gar ein Kind verloren hast, ihren Nachlaß (und Reliquien sind Nachlaß) nicht ehren würdest? Die Juden zogen aus Aegypten, aber nahmen die Gebeine Josephs und der Vorväter mit, und das ist menschlich rührend, wie wenn ein Bräutigam die Haarlocke seiner Braut, ein Kind den Ring der Mutter aufbewahrt. Wir begraben nach christlicher Sitte unsere Todten, die alten Aegypter aber balsamirten sie ein, und ließen sie sogar ihren Gastmälern beiwohnen. Allein wozu auf alte Geschichten uns berufen? Das menschliche Herz bleibt zu allen Zeiten dasselbe. Geht nach Paris, da giebt's ganze Säle voll napoleonischer Reliquien; nach Berlin, da verehrt man und mit Recht den Hut, Degen und Stock vom alten Fritz; nach der Wartburg, da muß der Dinten=

flex Luthers jährlichs erneut werden wegen der vielen Verehrer, die auch von der Bettlade mehr Späne abschnitten, als bei zehn Bettstellen möglich sind. Schillers Sohn lebte in Köln, und beschenkte seine Freunde mit Schreibfedern des Vaters, und sie erfreuten sich an der Reliquie. Der Baum auf dem Schlachtfelde zu Waterloo wurde auch zu Reliquien für England verarbeitet, ich meine Tabaksdosen, und deren giebt's mehr, als viele solcher Bäume liefern können. Wird ein altes Marmorstück gefunden, so thun die Gelehrten wie verzückt, und was ist das ganze classische Wesen anders, als eine Reliquie? Bilder und Sachen von berühmten Persönlichkeiten, Autographen-Sammlungen u. dgl. sind es nicht auch Reliquien? Wie viele Leute an Reliquien von Al. von Humboldt und dem erschossenen Robert Blum Reliquienverehrung und Schlimmeres treiben, mag ich nicht erzählen. Ich könnte sogar leicht nachweisen, wie die jetzige weise Bildung und Aufklärung nur eine französische Reliquie des vorigen Jahrhunderts ist, vor der man noch seine Andacht verrichtet; aber es ist genug. Du siehst, lieber Leser! daß die Reliquien dem Menschen tiefer in der Haut sitzen, als er selber weiß, sogar dem rohesten, wenn er noch etwas Liebe in sich hat. Aber du wirst vielleicht gleich vielen Spöttern sagen, es giebt viele falschen Reliquien, und man macht darüber so unkatholische Späße. Möglich, worüber spassen Unglaube und Unwissenheit nicht! Ich kenne bedeutende gelehrte Männer, die an den trojanischen Krieg, also auch an die aus dem Ei gekrochene Helena, die Anstifterin des Unheils glauben, die ebenfalls an die Reliquien des sündflutlichen Schiffes Argo, kurz an Alles glauben, was nicht christlich ist, denn christlicher Glaube ist eben nicht aufgeklärt; aber wir bedauern diese Menschen und verlachen sie nicht; denn sie sind eben nicht lächerlich, und ihr Kopf ein wahrer Reliquienschrein von ägyptischer Finsterniß mitsamt dem Apfelbisse des Adam und sonstigen Possen, die ein heiterer Kopf leicht vermehren könnte. Jedoch kehren wir zum Ernste zurück!

Wenn ein weltlicher Staat seine ausgezeichneten Männer und Helden nicht ehrte, wäre er nicht wie ein schlechter Sohn gegen brave Väter? Man könnte ihm einfach sagen: du ehrst nicht die Reliquien? Wohl. Deine Kinder werden auch nichts auf dich geben, wenn du eine Reliquie bist, ich meine todt und ihr seid quitt. Nicht wie der schlechte Sohn, aber der gute, eben so thut und that die Kirche seit Anbeginn; denn also ist der Menschen angeborne Art, und die Guten ehren heißt zum Guten ermuntern. Mit welcher Freudigkeit die ersten Christen für den lieben Heiland in Marter und Tod gingen, weiß jedes Kind aus seinem Katechismus. Auch die Heiden wußten es recht gut, wie die Christen die Gräber ehrten, ja gaben scharfe Verordnungen dagegen, fast wie neumodische Bürgermeister an unserm neumodischen Rheine. Die heiligen Leiber der Blutzeugen wurden sogar unter den Altar gelegt, und wenn ich sage, diese Sitte ist urchristlich, so erinnere ich nicht einmal an den h. Stephanus, der gemäß der Apostelgeschichte von gottesfürchtigen Männern unter großer kirchlicher Trauer begraben wurde, sondern der Evangelist Johannes im sechsten Abschnitte seiner Offenbarung zeugt grade für uns. Der h. Cyprian ermuntert in seiner Märtirerrede seine Zuhörer grade dadurch, daß sie nach wohlbestandenem Kampfe unter den Altar kämen. Die Sache steht so felsenfest, daß seit den ältesten Zeiten kein Altar, also auch keine Kirche (denn wofür ist diese und was ist sie ohne Altar?) ohne Märtirer geweiht werden durfte. Reliquien sind also dem Christenthume schon wegen des Kirchenbaues unumgänglich nöthig; denn ohne sie kein Altar, ohne Altar keine Kirche. Man mag also von Anbetung der Knochen und sonstigem dummen Zeuge faseln, die Kirche hält wie Gottes Schöpfung Sonne, Mond und Sterne, Zeugungsgang in der Thier- und Pflanzenwelt an ihren ewigen Gesetzen, ändert sich nicht und kennt wie Gott keinen Fort- noch Rückschritt. Anfangs wurden nur ganze Leiber unter den Altar gelegt, und da diese in früher Zeit

oft um so schwerer zu haben waren, je strenger die Aechtheit untersucht und beglaubigt werden mußte, so geriethen manche Bischöfe bei schon fertigen Kirchenbauten nicht selten in peinliche Verlegenheiten, und Kaiser Konstantin und seine Nachfolger mußten oft große Kosten aufwenden, um für ihre neuen Kirchen den nothwendigen Knochen- oder Reliquienschatz zu erhalten, den der Christ mit ganz andern Augen ansieht, als der Unchrist. In ihm steckt ein großer Theil unserer Gemeinschaft mit den Heiligen des Himmels, und wer diese verloren hat, verliert auch leicht den Vater und seinen Christ. Ein griechischer Bischof, der eine Kirche ohne heilige Reliquien weihen wollte, wäre ohne Weiteres von selbst seiner Würde verlustig. Der h. Ambrosius sagt im zweiundzwanzigsten Briefe an seine Schwester Marcellina, daß er mit der Kirchweihe warten müsse, bis die Reliquien eingetroffen seien, und der h. Chrysostomus meldet auch in seinem Briefe an den Priester Rufinus, er erwarte zum Behufe seiner Kirchweihe Reliquien von Otrejus, dem frommen Bischofe von Arabissa. Man sieht also, daß die Reliquien im Christenthume nicht so unwichtig sind, als die Unwissenheit vorspiegelt. Sagt der hundertfünfzehnte Psalm: Kostbar ist vor dem Angesichte des Herrn der Tod seiner Heiligen, so gilt dasselbe auch von den Reliquien und die Frömmigkeit **küßt** sie mit Andacht, küßt sie, aber wie gewisse Leute, der Widerlegung nicht werth, sagen, betet sie keineswegs an. Also auch hierüber ein Wörtchen. Der Kuß ist im Morgenlande und daher auch im Christenthum ein Zeichen der Huldigung. Judas verrieth seinen Meister unter dem Scheine der Huldigung durch den Kuß. Nach dem zwanzigsten Abschnitte der Apostelgeschichte huldete man dem Paulus durch Küsse. Sich im heiligen Friedenskusse zn empfehlen, war urchristliche Sitte. Der Priester muß noch den Altar mehrmals küssen, und der christliche Kuß ist eben in die christliche Sitte übergegangen, so daß die Kinder noch den Geistlichen die Hand küssen. Wer dabei an **Anbetung** denkt, mag eben nicht recht bei Troste sein.

Unter Reliquien sind aber nicht blos heilige Leiber zu verstehen, sondern Alles wird dazu gerechnet, was jemals mit den Märtirern in Berührung gekommen ist, Geringfügiges in den Augen der Welt, z. B. Haare, Zähne, Asche, Blutreste, sogar mit Blut vermischte Erde u. dgl., vorzüglich aber Kleider und Schuhe, um die der h. Chrysostomus nach seinen Reden an's antiochische Volk und über den h. Babylas alle Kostbarkeiten der Welt gerne hingegeben hätte. War die h. Elisabeth über das Geschenk des abgetragenen Mantels des h. Franciscus so erfreut, als Venedig über den Stuhl des h. Evangelisten Markus oder jetzige Lichtsöhne über einen Papierfetzen vom Ketzerpatriarchen Voltaire oder ein Stück vom Schlafrocke Göthe's, so wird man das Alles leicht begreifen, wenn man, was unserer Zeit eben nicht leicht scheint, sich in die alten Märtirerscenen zurückversetzt. Aurelius Prudentius schildert lebhaft genug, wie es beim Tode des h. Vincentius zugieng. Der Eine küßte die Wunden, der Andere sammelte das Blut oder tauchte sein Leintuch hinein, um es nach Hause zu tragen, und den Seinen als Heilthum zu hinterlassen, kurz Jeder glaubte einen großen Schatz zu besitzen, wenn er auch nur das Geringfügigste haben konnte. Sehr lebendig gieng es auch zu, als der geliebte Bischof der h. Hilarius von Arles begraben wurde. Jeder wollte von ihm eine Reliquie haben, und nur die List des Priesters Basilius wußte den Leib dem Volke zu entziehen, mußte aber das Leichentuch preisgeben, das jetzt statt des Körpers in viele Stücke zerrissen, Viele glücklich machte. (S. Vita S. Hilarii Arelat. c. 22 op. Cassian. Opp. ed. Migne Tom. II. p. 1243.) Aber werden Einige lächelnd sagen, das erinnert ja an den heiligen Rock und an die Heiligthümer in Aachen, über welche unsere jungen Herrn, die noch immer Herrn Jungen geblieben sind, so muthig gespottet haben. Christlicher Leser! wenn du klug bist, nimmst du vielen Leuten gar nichts übel, besonders wenn sie Professoren sind und auf's reine Wort halten. Unglücklicherweise be-

ginnt das Evangelium schon mit Reliquien; denn es berichtet, daß die Kriegsleute bei der Kreuzigung die Kleider des Heilands durch das Loos unter sich (Matth. XXVII, 35. Mark. XV, 24. Luk. XXIII, 34) vertheilten. Seinen Chiton (Johann. XIX, 23) aber theilten sie nicht, denn er war ihnen zu schade, weil er ohne Nath war, und von oben herab d. h. vom Halse nach unten zu gar künstlich als Ein Stück gewoben. Gar klug vermieden die Trierröckler sich auf die Erklärung der verschiedenen Gewandstücke einzulassen, ja behaupteten, ein solches ungenähtes Gewand sei Unsinn, wo nicht eine Unmöglichkeit. Ich überlasse dem h. Evangelisten die Artigkeit, daß er das Kleid des Heilandes nicht so gut kannte, als die deutsche Schulmeisterei, bemerke aber in Bezug auf die Unmöglichkeit, daß noch jetzt viele rheinische Mütter ihren Kindern nahtlose Röcke stricken, und daß Franz Bock in seinem Werke „Geschichte der liturgischen Gewänder“ sogar in einem Bilde es gezeichnet hat, wie eine Frau an ihrem lothrechten Webestuhle dabei verfuhr. Jedoch weg von dieser Sache, da ich von palästinischer und ägyptischer Leinwand, geschweige dem feinen Byssus, gewiß weniger verstehe, als unsere biblischen Schneiderkünstler, die jetzt der politischen Welt Hosen und Rock flicken. Zurück zu unsern römischen Soldaten. Am Tage nach der Kreuzigung und auch noch am Tage der Auferstehung, als jüdischen Festtagen, gieng es nicht, die Kleider zu vertrödeln, wenn sie dieselben nicht als neue Uniform behalten wollten. Nun bemerke man, daß römische Soldaten den Leichnam des Herrn im Grabe bewachten, aber bei dem Erdbeben nicht den größten Muth zeigten, daß Einer sogar die Seite des Herrn durchstach, die Wachhabenden aber bei der Auferstehung von Furcht wie todt (Matth. XXVIII, 4) waren, und das wunderbare Ereigniß bald ganz Jerusalem erfüllte, und so meine ich mit meinem schlichten Verstande, daß es kein Wunder gewesen wenn wäre, und zumal bald nach den ersten Pfingstpredigten die zu Tausenden anschwellenden Christgläubigen

den Kleidern als beredten Zeugen und Ueberbleibseln einer wunderbaren Wirksamkeit auch einige Aufmerksamkeit zugewandt hätte, wie man sie später dem grauen Rocke des Helden von Corsika widmete. Allerdings wenn man der Geschichte und ehrlichen Leuten nicht mehr glauben will, so ist wenig zu machen. Jedoch ich frage dann: wie wollt ihr nach achtzehnhundert Jahren beweisen, daß der Stock des alten Fritz wirklich sein Stock war und nicht ein Zepter des Potrimpo? O göttliche Kritik, die zum Küssen wäre, wenn's noch h. Dionysien gäbe, der bekanntlich enthauptet wurde, und nach neuen Witzreden sein Haupt (womit?) andächtig küßte, ehe er sich zu Grabe legte. Mit den Gewanden der h. Jungfrau steht es in Aachen, wie mit den Gewanden des Herrn. Der alte Patriarch Juvenalis von Jerusalem und Johannes von Damascus berichten darüber, und der gelehrte Floß hat ein hübsches Werk darüber geschrieben, Morgen- und Griechenland, auch Carl der Große glaubten an die jungfräulichen Reliquien. Ich untersuche nicht, ob Karl der Große so viel Beurtheilungskraft hatte, als unsere kleine Kritik, und begnüge mich mit dem Nachweis, daß die Kleiderreliquien schon anerkannt waren, ehe das jetzige Deutschland geboren war. Die h. Schrift bietet uns aber auch noch andere Beweise von Kleiderreliquien. Die Apostelgeschichte erzählt von Petrus, daß er (V, 15) die Kranken durch seinen Schatten heilte, dem Paulus (XIX, 12) die Schweißtücher und Gürtel vom Leibe genommen wurden, um sie auf die Kranken zu legen, und so zu heilen. Was sagt dazu die Kritik und Aufklärung? Wahrscheinlich daß man sie nach der Kur weggeworfen habe! Ich könnte, lieber Leser, noch tiefer in diesen Stoff eingehn; allein ich denke, du hast genug. Weil wir aber in einer ungläubigen Zeit leben, und die Sache im Ganzen lustig ist, mag der Abschnitt noch etwas länger werden. Man hat dir gewiß oft, christlicher Leser! höhnend unter die Nase gerieben, viele Reliquien sind falsch, und damit hat es seine Richtigkeit;

allein die falschen Reliquien gehen die katholische Kirche und den Glauben gar nichts an, denn sie hat das Volk seit Anbeginn viel zu lieb als Miterben des Herrn, um es täuschen zu wollen, wenn sie es dürfte. Sie hält darum strenge Aufsicht über alles Heilthum, und eine Reliquie gilt nur, wenn sie untersucht und urkundlich beglaubigt ist. Köln und andere Städte haben daher Schätze verloren; denn seit der französischen Umwälzung sind mit den Kirchen auch viele Urkunden verschwunden, also die Reliquien kein Heilthum mehr. Schon der h. Martinus warf nach Sulpicius Severus mehrere Altäre um wegen unächter Reliquien, und hier ist gewiß nicht an geflissentlichen Betrug zu denken, vielmehr an Verwechselung, wie denn mehrere Kirchen das Haupt des h. Audoenus besitzen wollen, entweder weil bei Flucht in Kriegszeiten Verwirrung entstand, oder weil es mehrere desselben Namens gab. Den größten Beitrag zu Spöttereien liefert aber die liebe Unwissenheit. Wenn nämlich eine Kirche die Gebeine des Märtyrers Adauktus besäße, so wären diese gewiß ächt, obgleich der Mann nie gelebt hat. Die Sache steht nämlich so: Unter Kaiser Diokletian wurde der h. Felix zum Tode geführt, und auf dem Wege begegnete ein Unbekannter, der sich als Christen angab, um ebenfals Märtirer zu werden. Weil nun Niemand den Namen des Zusatzmannes wußte, so überließ man es Gott, seinen Namen zu wissen, und nannte ihn eben Adauktus oder Zusatzmann. Von (symbolischen) sinnbildlichen Heiligen mag ich gar nicht reden, weil es zu weitläufig würde z. B. vom Riesen Christophorus, dessen Finger zu Köln nicht größer war, als auch anderer Leute. Von den sogenannten Brandeen schweige ich ebenfals. Nur soviel. Noch zur Zeit Gregors des Großen theilte man keine Reliquien, was später nöthig wurde, aber rührte an, und solche mit dem Heilthume in Verbindung gebrachten Tücher heißen im Briefe an Constantia Brandea, wurden auch vom Volke verehrt, und veranlaßten im Laufe der Zeiten Verwechselungen da das

Volk nach dem Heiligen benannte, was nur an ihn angerührt war, aber nicht von ihm herstammte. Ueberhaupt sind die Späße über Reliquien sehr leicht, die Forschungen darüber aber mit den größten Schwierigkeiten verbunden, wie die gelehrten Bollandisten Jedem begreiflich machen können. Alles was mit dem Heilande und seinen Heiligen in Berührung gekommen war, war auch ein Gegenstand andächtiger Pflege, und so bewahrte man, um nur ein kölnisches Beispiel aus Gelenius zu nennen, in St. Gereon Theilchen (Partikeln) vom Tische des Herrn, von seinem Kreuze, vom Steine, in dem das Kreuz stand u. s. w. — Waren die Theilchen von einer Hand, so verschloß man sie in eine silberne oder vergoldete Hand. Gehörten sie dem Körper oder Kopfe, so wurden sie in ein Brustbild mit gläsernen Merkzeichen oder endlich in kurze oder Standkreuze, Monstranzen, Ostensorien oder gar bei Reichthum in ordentliche Bildsäulen aus edeln Metallen oder Heiligenschreinen aufgestellt. Für Kölner ist die Sache leicht klar, da jede Kirche wenigstens Einiges aus dem großen Schiffbruche noch gerettet hat. Auf das Wort Partikel oder Theilchen ist ein großer Werth zu legen, denn ganze Leiber sind überhaupt selten, und möchten jetzt mit den größten Summen nicht zu haben sein. Da nun das Volk z. B. eine Partikel vom Haupte des h. Johannes kurzweg das Haupt nennt oder ein Theilchen vom Arme den Arm, so hat die Neuerung leichtes Spiel für leichte Spöttereien, und das fromme ungelehrte Volk wird verwirrt. So z. B. meinte ein aufgeklärter Herr, er habe schon zwanzigmal das Haupt des h. Täufers geküßt, und der Klügling wunderte sich über seine eigene Weisheit, wir sagen Dummheit, denn hätte er bedacht, was jede Mutter weiß, daß jeder Kopf in vier Theile zerfällt, und jedes der vier Stücke wieder in viele Theilchen zerfallen kann (ein einziger Mensch kann ja schon blos von zweiunddreißig Zähnen über hundert Reliquien liefern), so würde er sich eher gewundert haben, daß er nicht mehr Johannishäupter geküßt. Sogar in der-

selben Stadt kann man in den verschiedensten Kirchen dieselben Reliquien finden, begreiflich; denn sie wurden mitgetheilt, und wie Gregor von Nazianz in seiner ersten Rede gegen Julian auseinandersetzt, genügte der altchristlichen Frömmigkeit auch nur ein kleines Theilchen oder Blutströpfchen des Märtirers, da auch in ihnen die Kraft des Königs aller Märtirer, d. h. unseres Herrn Jesus Christus, sichtbar ist. Wie klein oft die Reliquientheilchen sind, davon will ich ein Beispiel anführen. Der h. Petrus wurde, wie die Apostelgeschichte erzählt, von Herodes gefangen gesetzt mit Ketten an seinen Händen. Morgen- und Abendland feiert diese Petri Kettenfeier, und achtete die eiserne Reliquie. Nun giebt es aber so viele Petriketten, daß sie hinreichten, ein gutes Theil Leute fest zu legen. Die liebe Aufklärung wird lachen, die Sache verhält sich aber also. Hätte man der alten Frömmigkeit genügen wollen, so wäre die schon geschichtlich merkwürdige Kette bald verschwunden gewesen. Was that man also? Aus einem Ringe feilte man eine Menge Stäubchen, that eines in eine neu geschmiedete der ursprünglichen ganz ähnliche Kette, und unsere braven und klugen Vorfahren waren mit ihrer Petrikette zufrieden, und dachten nicht an die Pfiffigkeit der nachkommenden Jahrhunderte. Allerdings mag auch zuweilen Reliquien-Misbrauch getrieben worden sein, denn es giebt viele Heiligen, die denselben Namen tragen. Vorzüglich den Venetianern wirft man vor, sie hätten während der Kreuzzüge mit Reliquien Handel getrieben, und Pferdeknochen und Gott weiß was sonst darunter gemischt. Wir glauben nun zwar nicht, daß seit den Tagen Chanaans, oder wie es bei den Gelehrten heißt, der Phönicier bis auf Heute die Herrn Kaufleute sehr gewissenhaft gewesen sind, wenn es Gewinn, namentlich großen, betraf; aber „magere Köpfe fette Lügen" wird auch wohl hier eintreffen und die Sache ist zu grob und zu dumm. Mit Reliquien läßt sich nicht handeln; denn die hohe Geistlichkeit muß beglaubigen, urkunden, siegeln, und das war damals eben so schwer, um nicht zu sagen,

unmöglich als jetzt. Um aber der Gottlosigkeit auch ein Vergnügen zu machen, so gestehen wir ein, daß auch einmal zu Köln unter den Reliquien wirklich ein Pferdeknochen gefunden wurde. Die Geschichte erzählt uns der ehrliche Cäsarius von Heisterbach lange vor der Kirchenneuerung. Was geschah? Man rief keine knochenkundige Gelehrsamkeit zusammen, sondern brauchte einfach seine Augen, und schmiß das falsche Stück heraus. Uebrigens bemerke ich noch zum Schlusse, daß die neuere Weisheit sich auf ihre Einsicht nichts zu gut thun darf. Nichts Neues unter der Sonne, und das ganze unchristliche Reliquiengeschwätz ist nur aufgebrachter alter Ketzerbrei. Ein gründlicher Reliquienverächter war schon im fünften Jahrhundert Vigilantius, dem der h. Hieronymus heimleuchtete, ein Mann, der ungefähr so viel wußte, als jetzt manche Hochschulen, vielleicht etwas mehr. Männer seiner Art thun in unserer Zeit wirklich noth. Gehen wir jetzt über zu den hh. Dreikönigen!

Drittes Capitel.

Die heiligen Dreikönige.

Die heiligen Dreikönige kommen im Evangelium gar nicht vor, sondern heißen Mager aus Morgenland und blos beim Evangelisten Matthäus (II, 1. 2.). Ob der Evangelist ihre Namen kannte, darüber ließe sich tapfer herumzanken; genug er nennt sie nicht. Also steht die Sache auf etwas schwachen Füßen? Halt, und nicht vorschnell geurtheilt! Mager ist ein persisches Wort, bedeutet so viel als Priester, oft auch wie bei uns so viel als Zauberer; denn bei vielen Völkern galt die Weisheit für Zauberei wie bei unserer Aufklärung für Dummheit. Die Priester und die Könige gehören aber bei den Morgenländern, auch bei den alten ägyptischen Pharaonen, derselben Kaste an, wie es denn auch jetzt

noch ein Streben mancher großen Herrn, wenn sie den Priester mit spielen können, so wie der persische Priester oder Mager, mit Namen der falsche Smerdis, den König spielte. Bei dem Worte Könige darf man aber auch nicht immer an jetzige Machthaber von großen Reichen denken. Der älteste Dichter der Griechen Homer spricht von einer kleinen Insel Ithaka, und daselbst gab es viele Könige, alte und junge. Abraham jagte nach dem vierzehnten Abschnitte der Genesis mit seinen Knechten eine Menge Königlein in die Flucht, Josua (XII. 8. ff. 24. Richter I. 7) vernichtete ihrer eine Menge im kleinen Canaan und noch zur Zeit des David fanden sich ihrer nicht wenige im kleinen Judenlande: Jebusäer, Amorrhäer und Gergesäer und wie sie sonst heißen. Ein Mann, der die Verhältnisse, Völker und Länder kannte, nimmt keinen Anstand, die hh. Dreikönige Könige zu nennen, und ich sehe nicht ein, wie wir ein Recht haben, den Tertullian aus dem zweiten Jahrhundert anzuzweifeln und ihm keinen Glauben zu schenken. In der Schrift gegen Markion und gegen die Juden giebt er Zeugniß für die königliche Würde der Heiligen. Ganz gut paßte darum auf sie das Wort der Schrift: „Niederfallen werden vor ihm (dem Messias) die Aethiopen oder die schwarzen Leute mit sonnenverbranntem Gesichte. Die Könige von Tharsis und die Inseln werden Gaben darbringen, die Könige der Araber und von Saba (Heimat des Weihrauchs, ebenfals in Arabien) werden Gaben herbeiführen, und anbeten werden ihn alle Könige und alle Völker ihm dienen." Als man in der heiligen Schrift noch Gottes Wort anerkannte, bezog man diese Sprüche eben auf die hh. Dreikönige, und unsere Gelehrten mögen sich in Allem rühmen, nur leuchtet es ein, daß sie in der h. Schrift eben keine großen, nicht einmal kleine Helden sind, trotz aller Bibelei und Scribelei. Von welchen Ländern waren nun die Heiligen eben Könige? Die Länder heißen Nubien, Arabien, Persien, sogar Indien. Da haben nun die Wortklau-

der reichen Stoff, um ganz klug herauszuklügeln, daß die ganze Geschichte, wenigstens höchst ungewiß, sie wollen eigentlich sagen, erlogen ist, sagt man ungewiß, so kann man theilweise damit übereinstimmen; allein der Grund liegt nicht in der Geschichte, sondern in unserer geringen Kenntniß von den betreffenden Morgenländern, die uns Europäern erst wieder zugänglich werden, noch nicht geworden. Was zuerst Indien betrifft, so habe ich selbst darüber eine Schrift verfaßt, überschrieben: „Skize über das Ostindien der Hellenen, Römer und Byzantiner." Ich habe darin nachgewiesen, wie das Wort Indien für die Alten bis auf die Portugiesenzeit eigentlich nichts war, als ein Klang. Allerdings kamen Handelscaravanen aus dem ächten Indien nach dem Euphrat und den angränzenden Ländern, weshalb die h. Schrift das Elfenbein so gut kennt; aber die Juden selbst wußten wenig mehr davon, als daß es am Ende ihrer Welt lag. Die heidnischen Griechen fabelten von ihrem Weingotte, daß er vom äußersten Osten in Indien ausgezogen wäre und die ganze Welt bis zum fernen Westen in Spanien sich unterworfen habe. Ueberhaupt ist der Osten mit dem Begriffe Indien so verwachsen, daß man noch heute Ostindien sagt; denn man wähnte dorthin gekommen zu sein, als Columbus Amerika entdeckte. Alexander der Große wollte es dem Gotte Bacchus nachmachen, und er unterwarf sich die Länder bis Babylon, und soll dann nach Indien gegen einen König Porus gezogen sein. Daß diese Sache aber erdichtet ist und zwar von einem Feldherrn Megasthenes, liegt wie klarer Sonnenschein am Tage; denn die macedonische Eroberung machte nicht einmal die Richtung klar, nach welcher das Land liegt, und das ist doch das Wenigste, was man auch von einem sich zurückziehenden Heere verlangen kann, daß es weiß, ob es gegen Morgen oder gegen Mittag gewandert ist, um an den Indus zu kommen. Auch weiß das Heer nichts von der gewaltigen Wüste, die man doch durchziehen mußte, um nach Indien und an den Fluß Indus zu kom-

men. Wenn die Griechen bis in späte Zeit von Indien nichts Sicheres wußten, so ist das begreiflich; denn sie waren eben keine großen Reisenden. Der Kriegszug des jüngeren Cyrus nach Babylon erschien ihnen wie außerhalb der Welt, und zur See war durch die Landenge von Suez für Europa ein fester Riegel vorgeschoben, der eben jetzt zum Leidwesen der Engländer aufgethan werden soll. Daß Aegypten unter den macedonischen Königen mit Indien über das rothe Meer verkehrte, bestätigen eine Menge Thatsachen; Arrian in seinem Schifsbuche nennt sogar den ersten ägyptischen Ostindienfahrer Hippalos, ein zweiter Namens Cosmas brachte in christlicher Zeit die Seidenraupe nach Europa; doch weg mit dem gelehrten Kram. Indien blieb auch im Mittelalter blos ein Name für Europa, so wie auch die Römer und Byzantiner nichts Bestimmtes wußten. Zwar reiste Marco Polo dahin, berichtete nach der Wahrheit; aber unser Europa hielt ihn für einen Lüg-Münchhausen. Auch ein Kölner durchschiffte jene Meere; aber schwerlich wird ihn Köln trotz seiner Vorliebe für das jährliche Hauptbuch viel lesen, obgleich es dem edeln Herausgeber der „Pilgerfahrt des Ritters Arnold von Harff", Dr. Eberhard von Groote hübschen Dank schuldig wäre. Wirklich bekannt wurde Indien zuerst durch den kühnen Afrika-Umschiffer den Portugiesen Vasco de Gama. Hier muß ich eine christliche Sage einflechten, die uns später im Dreikönigen-Volksbuche wieder begegnen wird. Seit uralten Zeiten heißt es, daß der h. Thomas Apostel der Inder war, so wie später der h. Franciscus Xaverius. Er errichtete einen christlichen Altar zu Kalamina oder Meliapur, und weissagte dabei: wann das Meer an den Altar reichen werde, würden weiße Männer das Christenthum wieder erneuern, dessen Priester Johannes im Mittelalter weltbekannt war. Wirklich sieht man noch im Meere ersäufte Tempel hervorragen, und bei der Ankunft der Portugiesen war die Vorhersagung des Apostels in Erfüllung gegangen, und das Meer reichte bis an den Altar. Nach

den Portugiesen kamen Holländer und was Handel trieb, endlich die Engländer, die aus bekannten Gründen um Ostindien besorgter sind, als um das Christenthum. Man glaube aber nicht, daß man jetzt das Land besser kennen lernte, trotz der asiatischen Gesellschaft. Den nächsten Anstoß dazu gab ein sonderbarer Umstand. Die Engländer waren in Angst, der gewaltige Napoleon, der mit den Arabern Verbindungen eingegangen war, könne sie eines guten Morgens überraschen, und ihnen in Indien Schachmatt bieten. Sie suchten nun mit dem Nachbarn jenseits der Wüste dem Schah von Persien Freundschaft und Bündniß zu machen, und sandten den Lord Elphinstone mit überreichen Geschenken nach Persien; denn ihre Herzensangst war groß. Aber welch Ueberraschung! Sie meinten bald am Ziele zu sein; aber sie fanden gewaltige bisher unbekannte Länder und Völker, zuerst das Land Sind, dann jenseits der gewaltigen Gebirge Afghanistan, Balk, Bokhara, zur Seite Beludschistan, endlich eine Wüste von etwa neunzig Tagesreisen, und als sie endlich in Persien anlangten, sahen sie ein, daß es mit der Ueberraschung Napoleons noch keine Noth hatte. Alex. Burnes gab seine erste Karte über jene Länder heraus, und Jedermann kann zusehen, und mit dem christlichen Britten sich freuen, der die Inder eben so fromm von den Kanonen wegblasen läßt, als das Christenthum. Indeß genug über Indien, das ächte nämlich. Es giebt nämlich auch unächte, Amerika oder Westindien nicht gerechnet, nämlich Nubien und Arabien. Nubien hieß früher Aethiopien, liegt oberhalb Aegypten, und wurde, wie Eusebius erwähnt, von Frumentius und Aidesius zum Christenthume bekehrt und zwar zur Zeit, als der große Athanasius im vierten Jahrhundert Patriarch von Alexandria war. Die Geschichtschreibung fühlt gar kein Bedenken, sie Inder zu benennen, obgleich die Entfernung noch ziemlich groß ist. Gegenüber von Aethiopien in Afrika liegt auf der andern Küste von Asien am rothen Meere Arabien, das seit alten Tagen Christen hatte, die

man Melchiten nennt. Wenn nun die römischen Dichter wie Virgil und Horaz von den Indern sprechen, die dem Kaiser Augustus Huldigung und Geschenke darbrachten, so sind es offenbar Aethioper und Araber, die vom Sturze der benachbarten Königin Cleopatra erfahren hatten, welch eine Macht Rom war, die auch das benachbarte Judenland seit den Tagen eines Pompejus unter dem Daumen hielt. Mit einem Worte müssen wir auch noch das Lichtland Persien berühren, bei welchem wir gewöhnlich an den Süden denken, an den Norden denken sollten. Persien hat gegen Mittag nur Gebirge, die sich von Morgen nach Abend ziehen, daher auch keine schifbaren Flüsse noch Seehandel. Der Schwerpunkt des Reiches lag daher mehr gegen das kaspische Meer im Norden, wohin auch der von Alexander besiegte Darius sich flüchtete. Persien ist es vorzüglich, dessen Priester Mager heißen, und sie trieben namentlich in der Ebene zwischen Euphrat und Tigris unter einem stets heitern Himmel gewaltig viel Sternkunde. Chaldäer nennt man solche Sterngucker, und der Prophet Daniel war in ihrer Weisheit erzogen. Aber um die Wahrheit ungeschminkt zu sagen, so wissen wir trotz aller gelehrten Schriften eigentlich doch nicht, ob die Chaldäer ein Volk oder blos die Priester bezeichnet, und ist der Priester gemeint, so können wir eben so wenig bestimmen, wie er sich von dem Mager unterscheidet. Dieselbe Liebe zur Sternkunde soll auch in dem nahen Arabien sein, das an den Euphrat anstößt, und es ist also nicht wunderbar, wenn auch die hh. Dreikönige den Heilandsstern fleißig beobachteten.

Jetzt wird es an der Zeit sein, von den Namen der h. drei Könige zu sprechen. Sie hießen Kaspar, Melchior und Baltasar. Ihre Namen verschweigt der Evangelist, Tertulian nennt sie auch nicht, aber das ist kein Beweis gegen sie, denn wie viele tausend Dinge werden nicht genannt, die dennoch wirklich sind und waren. Beda der ehrwürdige englische Priester nennt sie, und er zog ihre

Namen gewiß nicht aus den Fingern. Auch Dexter Freund des h. Hieronymus, zwar Spanier, aber Kenner des Morgenlandes, nennt sie, und vor dem h. Papste Leo gab es auf einem Kirchhofe [1]) zu Rom ein altes Bild der hh. drei Könige, gewiß mit den beigeschriebenen Namen, wie damals Sitte war. Wir könnten noch mehr Beweise anführen, aber wozu? Der Unglaube ist nicht zu bekehren, wenn auch, wie es im Evangelium (Luk. XVI) heißt, die Todten zurückkämen. Zudem sind die Namen so ächt morgenländisch, daß alles Herumtifteln daran wenig nützt. Kaspar erinnert an den Kasphor, der im ersten Buche der Makabäer genannt wird, Melchior, in welchem Namen der König liegt, an Melchisedech Melchiel und an die arabischen christlichen Melchiten, und über den königlichen Namen Baltasar braucht man nur den Daniel gleich am Anfange aufzuschlagen; denn der Prophet wurde selber in Baltasar umgetauft.

Uebrig bleibt nur noch eine Frage: wo waren die hh. drei Könige Herrn? Obgleich das Volksbuch später antworten wird, sagen wir nur hier so viel. In Nubien, wo die Leute schwarz sind, in Arabien, namentlich Saba, dessen weise Königin voreinst den weisen Salomon besuchte, und in Tharsis, Nubien und Abissinien (Habesch) findet man auf jeder Karte, und es war zur Zeiten ein mächtiges Reich an der langen Ostküste von Afrika, am rothen Meere. Saba, jetzt Yemen, im glücklichen Arabien, wozu auch die Himiar gehören, hatte einen Sternengottesdienst der bis zu den Chaldäern und Babyloniern sich erstreckte, den nennen die Gelehrten eben Sabäismus. Im Hebräischen bedeutet Saba (kann auch mit Z geschrieben werden) Heer, und unser Gott Sabaoth ist der Herr der Himmelsheere. Die weise Königin lebt auch noch

1) Nach Ritter Rossi giebt es auch in den Katakomben ein uraltes Gemälde der Anbetung der hh. Könige, und der Künstler hat offenbar, weil er die h. Jungfrau mit dem göttlichen Kinde in die Mitte malte, des Ebenmaßes wegen nicht drei, sondern vier gemalt.

in muselmännischen Sagen, kommt auch im Koran vor, und hieß Balkis oder Belkis oder nach christlicher Legende, wie man im Koran bei Wahl nachsehen kann, bei den Abissiniern Makuëda. Sie hatte auch von dem weisen Salomon einen Sohn Namens Menilehek, der das große abissinische Reich gestiftet haben soll. Was nun Tharsis betrifft, so weiß ich darüber nichts zu sagen, weil ich, grade aus gesagt, nichts darüber weiß, als daß ein Tharsis schon im zehnten Abschnitte des ersten Buches bei Moses vorkommt, auch im Buche Esther und sonst noch. Die Schrift nennt auch mehrmals ein Land Tharsis, sogar in Spanien [1]) giebt es ein uraltes handelsmächtiges Tharsis, und der Prophet Jonas wollte sich dahin flüchten vor dem Befehle des Herrn. Eines ist nur sicher, daß das Land Tharsis Inseln hatte, und die Rhodier waren mit dem Ahnherrn Tharsis bei Moses verwandt. Weitere Fragen sind also unnütz, und wir kehren zu unsern Heiligen zurück oder vielmehr zum Evangelium.

Nur Eines wollen wir nicht verschweigen, daß die Alten, die in allen Dingen sinnig waren, in den drei Königen nicht nur die Erstlinge des Christenthums sahen, sondern auch die Vertreter der ganzen Menschheit oder Heidenschaft in den drei Welttheilen. Schon deßhalb durfte der Mohr nicht fehlen, als Vertreter der schwarzen neben der weißen und gelben Menschheit. Dieselben hh. Könige vertreten auch die drei Menschenalter, Jüngling, Mann, Greis. Melchior ist der Greis, Kaspar etwa ein Zwanziger, Baltasar ein Vierziger, wie auf unserm Dombilde. Andere sehen auch auf den Greis in Kaspar u. s. w.

---

1) Eucherius ap. Cassian. ed. Migne Tom II. p. 817. nimmt Karthago für Tharsis an, und die Königin von Saba kommt vom Ende der Welt d. h. Indien den Salomon zu besuchen, ibid. p. 1159, regina venit a finibus terrae, id est Indiae, ut quidam dicunt.

Viertes Capitel.
Schrifttext.

Der Evangelist Matthäus erzählt einfach also: „da Jesus geboren war zu Bethlehem in Judäa, in den Tagen des Königs Herodes (als der Apostel schrieb kurz vor der Zerstörung Jerusalems, da hatte Judenland keinen König mehr), siehe, da trafen Mager von Sonnenaufgang in Jerusalem ein, und sprachen: Wo ist der geborne König der Juden? Wir sahen nämlich seinen Stern im Osten, und kamen ihn anzubeten. Herodes, kein eingeborner Jude, sondern ein Ausländer, wurde, als er das hörte, verwirrt und ganz Jerusalem mit ihm." Zuerst wäre nun zu untersuchen, wo für Judenland das Land gegen Morgen liegt; denn im Osten fließt der Jordan, und jenseits des Flusses sind Steppenländer bis zur Ebene von Babylonien, das mit der gewaltigen Hauptstadt schon lange zu Persien gehörte. Die Reise dahin erforderte darum eine Menge weiter Umwege, denn in den Wüsten giebt schon das Wasser allein Gesetze, und befiehlt: hieher und nirgends anders. Dieser Weg ist schon theilweise durch den altgriechischen Feldherrn Xenophon sehr anschaulich beschrieben, und um ihn für die Straße von Judenland abzukürzen, hatte Salomon schon mitten in der Wüste an einer fruchtbaren, weil wasserreichen Stelle die berühmte Stadt Thadmor begründet. Indessen können wir uns der Mühe überheben, auf diese Frage näher einzugehen. Die Weisen kamen aus Osten, also von jenseits des Euphrats aus der Urheimat der Sternkunde. Was für uns die Hauptsache ausmacht, ist der **Stern**, den sie sahen und dem sie folgten, wie voreinst Israel der Feuersäule, und hier tritt die Zeitweisheit mit all ihrem Unglauben, genannt Aufklärung, uns so faustdick entgegen, daß gläubige Christen oft um ihren ganzen Glaubensschatz kommen, denn wo einmal Ein Loch hineingebohrt ist, erscheinen der Oeffnungen bald mehr,

bis der Wind aus allen Ecken hineinpfeift und Alles hinausbläst. Wir müssen uns also zu Ehren der hh. Dreikönige, die auch Weise heißen, den Stern etwas genauer ansehen.

Fünftes Capitel.

Der Stern.

Jedermann kennt den achteckigen Stern, der mit goldener Pracht auf der jetzt verschwundenen westlichen Chormauer Jahrhunderte lang ins Rheinthal leuchtete, auch noch auf dem Gitter am Dreikönigenchörchen mehrfach zu sehen ist. Der achteckige Stern zielt auf den Bringer der acht Seligkeiten (Matth. V.) unsern Herrn und Heiland, so wie der sechseckige aus zwei ineinandergefügten Dreiecken den Schöpfer der Welt und der vier Elemente sinnbildet. Im Süden Deutschlands kennt man auch den fünfeckigen Stern als Wappen für Kneipen und Mahnung für die fünf Sinne. Was soll aber der achteckige wunderbare Stern? Er soll an eine alte Weissagung erinnern, die bei Moses eben so bedeutsam ist, als das Wort des Herrn nach dem Sündenfalle im Paradiese, daß der Schlange der Kopf zertreten werden solle und Heil kommen vom Weibe, d. h. der Mutter des Heilandes. In Numeri (XXIV. 17) wird nämlich erzählt, daß der Heidenpriester Balaam oder Bileam [1]) Israel fluchen sollte, allein statt der Verwünschung sprach er einen Segensspruch, und in diesem findet sich die Stelle: „aufgehen wird ein **Stern** aus Jakob, und aufstehen ein **Mensch** aus Israel, ein Herrscher über viele Völker," wie es ebenfalls einige Zeilen früher heißt. Ich bin überzeugt, daß Jeder, dem die fünf Sinne

1) Die Hebräer schreiben nämlich gleich andern Morgenländern keine Vokale, daher die verschiedenen Schreibweisen von Noe, Noah, Noach, Nuch, Simson, Samson, Nabuchodonosor, Nebukadnezar, Ezechiel, Hesekiel u. dgl.

nicht übergeschnappt sind, sagen wird, auch wenn er die biblische Bildersprache nicht wie ein Wiseman [1]) versteht: der Stern ist unser liebe Herr, und eben so wenig ein gewöhnlicher Stern am Himmel, als der Stern in unsern Augen oder der Stern von Sevilla das bekannte Bühnenstück. Indessen unsere jetzigen Weisen aus Abendland sind anderer Meinung, lehren sogar an Hochschulen, wie man gottesgelehrt wird, besser gottesleer, und werden dafür bezahlt, sich Schüler zu ziehen, welche? leuchtet ein, Rationalisten nennt man sie, vom lateinischen Worte Ratio, Verstand, wovon aber ebenso wenig auf dem Lager vorräthig ist, als Gelehrsamkeit. Unsere fromme Vorzeit glaubte nun steif und fest an den Stern aus Jakob, weil sie an die heilige Schrift glaubte, ja brachte damit den Dreikönigsstern in Verbindung, verschönerte ihn sogar dichterisch, und meinte nach dem Buche Seth, im Sterne habe das Christkindlein gestanden und über diesem das Kreuz. Solche Dinge sind für unsere freie [2]) Wissenschaft altfränkische lächerliche Mährchen, unaufgeklärte Ueberbleibsel früherer namentlich mittelalterlicher Volksverdummung, kurz überwundene Zustände. Es ist zwar nicht erfreulich, am wenigsten für's liebe Christenvolk, dem man gleichviel ob Katholiken oder Nichtkatholiken seinen Glauben nehmen will, um ihn später zu eigenen Zwecken misbrauchen und gewisse Kastanien aus dem Feuer holen zu können, unerfreulich, wiederhole ich, ist es zwar, solchen Unrath noch mehr aufzurühren, aber ich muß in einen sauren Apfel beißen, um dem lieben Volke

---

1) S. dessen jüngst erschienene „Predigten". S. 23.

2) Schon ein Ausdruck für's Tollhaus, wenn nicht frei ist, was gebunden ist. Und ist das Denken nicht an die Gesetze des Denkens gebunden, und jede Wissenschaft und Kunst ebenfalls an bestimmte Gesetze? Man könnte die freie Wissenschaft eher die Freierwissenschaft nennen, die thun will, was ihr gelüstet, sogar in Staat und Kirche, und selbst Gesetz sein will, aber keinem Gesetze sich fügen. Und solche Männer des Blödsinns bewundert man sogar, ja Deutschland ist stolz auf sie. Du armes Deutschland!

zu zeigen, wie stockdumm die deutsche Wissenschaft oft sein kann. Viele Völker, Juden und Heiden, bestraften Religionsverächter mit Steinigung oder andern Todesarten, sogar einen weisen Sokrates; denn sie sahen ein, was man jetzt nicht einsieht, daß man dem Volke Vieles und viel Glück nehmen, aber nichts dafür geben kann. Das Christenthum zu verhöhnen, den Heiland zu bespötteln, gehört jetzt zur Mode, und wer entgegentritt, ist ein Finsterling, Römling, Ultramontaner, Pfaffenknecht, kurz ein Dummkopf. Jetzt eben in dieser Zeit wüthet im armen Volke ein Buch von einem Menschen, Namens Renan, dessen Unwissenheit nur seiner Schamlosigkeit gleich kommt; aber Groß und Gering verschlingt ihn eben. Vor mehreren Jahren schrieb auch ein Deutscher ein Leben Jesu, und ich glaube zu seiner Ehre, er würde es jetzt nicht mehr schreiben, weil er älter geworden, also was gelernt haben kann. Was wagt nun dieser Held deutscher Wissenschaft? Sünden gegen den heiligen Geist sind nach dem Evangelium (Matth. XII. 31) etwas Entsetzliches, denn weder in dieser Welt werden sie vergeben, noch giebt's in der künftigen einen Ort der Reinigung und Verzeihung. Nun hat aber grade in Bezug auf den Dreikönigenstern unser Landsmann den Muth, auszusprechen, der heilige Geist, der in der heiligen Schrift spricht, müsse nicht recht bei Troste sein und seinen eigenen Himmel wenig kennen, da die Wissenschaft der Sternkunde sich gewiß keinen Stern der Weisen aus Morgenland aufbinden lasse. Wir fühlen gar kein Bedürfniß, den h. Geist zu vertheidigen, wünschten aber dem Geistesritter selbst einigen Geist und einiges biblisches Wissen. Abgesehen davon, daß die Schrift oft Menschen Sterne nennt, wie den Stern aus Jakob, die zwölf Sterne oder Apostel, sogar Engel u. s. w., wo steht dann geschrieben, daß der Stern auf der Himmelskarte zu suchen sei? Ich meine, er sollte für die außerordentliche Erscheinung des Weltretters eine eben so außerordentliche Erscheinung sein, ein Stern, der sich gar nicht nach

Sternebrauch verhält, wie schon das gute Mittelalter einsah. Gewöhnliche Sterne pflegen bei dem Sonnenlichte zu verschwinden, unser Dreikönigenstern leuchtete aber am hellen Tage, ließ sich von der Sonne gar nicht stören, und machte unbeirrt den Wegweiser. Gewöhnliche Sterne haben ihre scheinbare Bewegung von Osten nach Westen, der Dreikönigenstern zieht von Norden, Persien, gegen Süden, und kümmert sich gar nicht um die Bewegung der übrigen Himmelskörper. Ein gewöhnlicher Stern bei klarem Himmel ist überall sichtbar, unser Stern will aber für Herodes und Jerusalem nicht leuchten, sondern verbirgt sich, ist aber gleich vor dem Thore wieder da. Ein gewöhnlicher Stern bleibt unaufhörlich auf seiner Wanderschaft, unser Stern aber stellt sich zu Bethlehem über dem Stalle des göttlichen Kindes auf, bleibt stehen, ja glaubt seine Pflicht gethan zu haben, und — verschwindet. So erzählt das Evangelium zwar wunderbar (Wunder aber haßt unsere Aufklärung wie die Pest und die — Jesuiten), aber ohne Unsinn. Wenn nun die freche neue Aufklärung diese Sprache nicht versteht, auf welcher Seite ist dann die schamlose Unwissenheit und Dummheit? Es ist noch nie einem Kirchenlehrer eingefallen, den Stern der Weisen am gestirnten Himmel zu suchen, sondern sie hielten ihn für ein Geheimniß Gottes, und wer das erklären will, dem spukt es oben im Kopfe, oder er ist ein Manichäer, denen auch vor anderthalbtausend Jahren der Stern ein Dorn im Auge war. Der ist einmal erschienen und wieder verschwunden, und will wie der berühmte Komet trotz aller Berechnungen und Muthmaßungen nicht wiederkommen. Man kann die ächte Wissenschaft, wie jeder Verständige thut, recht hoch halten, aber sollten die Weisen, aus deren Gegenden grade die Sternkunde gekommen ist, von den Aegyptern und Chaldäern an bis auf Thales den Verfertiger einer Himmelskugel, auch Finder der alten Magnetnadel in den Nordpolsternen, bis auf Aratus, Manilius, ja Galiläi und Littrow Manches nicht besser gewußt haben, als

wir? Es giebt Weisheiten der Gelehrten, die in den Augen eines klaren Kopfes keine faule Bohne werth sind. So z. B. steht die Sonne, und alle Völker sagen dennoch jeden Tag ganz unweise: die Sonne geht auf und unter. Bisher auch glaubte man, wenn man eine Lampe oder Kerze, leuchte sie auch noch so weit, ausschneuze, so werde es dunkel überall, auch in der Ferne; jetzt sagen uns die klugen Herrn: Sterne seien schon seit Jahrtausenden vergangen, leuchteten aber noch immer nach. Ob unsere Weisheit noch lange nachleuchten wird, überlasse ich der Zukunft. Daß aber der Stern der Weisen nicht mehr da ist, nicht einmal Phosphorfunken in deu aufgeklärten Köpfen sprüht, ist ziemlich sicher. Der liebe Christ möge sich daher mit der Meinung begnügen, die der Kenner Syriens und der Dreikönigenländer, der Fürst vielfachster Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit der heilige Goldmund Chrysostomus äußert. Er hielt den Stern einfach für eine selbständige und Gotteskraft, und ebenso dachte auch ein alter frommer Dichter, den man in Schlüters Blumenkranz relig. Poes. aus Sprachen des Südens nachlesen kann. Er spricht also:

Sei es, daß sich in ihm der Geist, die dritte
Der heiligen Personen selben Wesens
In einem Sternenbildniß dargestellet,
Sei's, daß der sel'ge reine Himmelsbote,
Der in der Nähe die heil'ge Jungfrau schaute,
Mit Strahlen jenem Sterne nachgeahmet,
Sei's, daß ein neuer Stern
Zu diesem Ende neuerschaffen glänzte,

und der Dichter hilft uns also nicht aus der Verlegenheit. Der liebe Fortschritt mit seiner angebornen unlieben Gehirngicht sucht zwar wieder den Stern der Weisen in der — Berliner Kammer, ist aber noch nicht auf der Spur. Das brave Köln und Rheinland wird also klug thun, an seinem alten Sterne und Glauben festzuhalten, denn nur ein Thor wirft weg, wenn er nichts dagegen erhält als — Wind.

Sechstes Kapitel.

Die Gaben der hh. Dreikönige.

Schon in den Katakomben zu Rom finden sich Bilder der hh. Dreikönige mit ihren Opfergaben, mit denen sie nach Bethlehem hinanzogen, versteht sich auf stattlichen Rossen; denn das Pferd gehört auch in Arabien nur dem Edel- Ritters- und Kriegsmanne. Allerdings fehlen auch nicht auf den alten Bildern die Kameele, Dromedare und sonstige morgenländische Pracht; allein auch alles das ist in der h. Schrift begründet. Der Prophet Jesaias redet schon in seinem Vorschauen (LX) Jerusalem an, daß sein Licht gekommen und der Glanz des Herrn über ihm aufgegangen sei. Die Könige, fährt er fort, werden wandern in deinem Lichte und die Völker in deinem Glanze. Erhebe deine Augen rundum, und siehe, eintreffen deine Kinder aus weiter Ferne her. Wenden wird sich zu dir der Reichthum des Meeres und der Heiden und der Völker, und eintreffen werden bei dir die Heerden von Kameelen und dich bedecken die Kameele, nach anderer Leseart Dromedare von Madiam und Gaipha. Alle aus Saba werden eintreffen, Gold bringen, und Weihrauch bringen und verkünden das Heil des Herrn. So spricht der Prophet, und brave Leute brauchen nichts hinzuzusetzen. Zwei Gaben sind also schon in der Weissagung genannt, die dritte, die Myrrhe, kommt bei Matthäus vor. Daß Gaben und Geschenke auf den Beschenkter und Beschenken passen müssen, wird wohl kein Verständiger bezweifeln, und also werden sie auch wohl auf das Christkindlein ihren Bezug haben. Wir könnten uns noch darauf einlassen, daß Gaben Gott darbringen nach Moses im Leviticus (XXI) eigentlich dem Heiligen Gottes, dem Priester allein zusteht, es also nicht zu wundern ist, wenn die Sage aus den hh. Königen später auch christliche Priester machte, auch in der Gewandung sie priesterlich ausstattet; allein wir wollen uns an den Gaben halten. Diese sind

Gold, Weihrauch und Myrrhen, wie noch jeden Sonntag beim Umgange vor der Hochmesse mit Ausnahme der Osterzeit gesungen wird. Das Gold deutet auf den König Himmels und der Erde, derselbe, vor dem nach dem einundsiebzigsten Psalm die Aethiopen niederfallen, und die Könige mit den Völkern anbeten und Geschenke bringen. Anbetung gebührt aber Gott allein. Wie betet man an? Indem man Weihrauch anzündet, der nach der Offenbarung die Gebete der Gläubigen darstellt, welche der Engel gegen Himmel trägt. Der Weihrauch bedeutet also den christlichen Gott, und die heidnischen Römer wollten darum die Märtirer zwingen, ihren Kaisern oder gar Götterbildern aus Metall, Holz und Stein den Weihrauch der Anbetung zu opfern. Jesus Christus ist aber zugleich der Menschgewordene, der gelitten hat, gestorben ist, und begraben wurde. Die hh. Dreikönige (Matth. II. 11) brachten daher auch Myrrhen dar, und wie Johannes (XIX. 39) erzählt, wurde mit dieser Specerei, die keine Fäulniß zuläßt, der Leichnam des Heilandes einbalsamirt. Die Myrrhe deutet also auf den wahrhaftigen Menschen im Gottmenschen, der sich zu unserer Art erniedrigte. Unsere frommen Alten hatten auch noch sonstige anmutige Sagen, und ich sehe keinen Grund, weshalb man vor der platten Aufklärung sich scheuen soll, sie nachzuerzählen, obgleich sie keine Glaubensartikel sind. Ein arabisches Buch vom Hinscheiden der h. Jungfrau, welches unser gelehrte Landsmann Enger herausgegeben hat, berichtet also: Adam unser Stammvater hatte auch die prophetische Gabe, und er sah voraus, was kommen mußte. So schickte er seinen Sohn Seth zum engelbewachten Paradiese, und erhielt ein Zweiglein vom Lebensbaume, und dieses wuchs zu einem ansehnlichen Stamme. Als Salomon seinen Tempel baute, wollte er ihn am Heiligthume verwenden; allein der Stamm wollte sich nirgends fügen, und war entweder zu kurz oder zu lang. Salomon benutzte ihn daher als Brücke über den Bach Cedron, der in der Leidensgeschichte beim Evangelisten Johannes

(XVIII. 1) genannt wird, und auf dem Wege nach Gethsemane (Matth. XXVI. 36. Mark. XIV. 32) am Oelberge (XXII. 39) lag. Als die Königin von Saba den Salomon besuchte, hielt sie sich nicht für würdig, die Brücke zu betreten, sondern sie gieng durch den Bach. Sie hatte nämlich die Vorschau in ihrem Geiste, daß aus dem ehrwürdigen Holze dereinst die Rettung der Welt oder das Kreuz gemacht werden sollte. Der Kreuzesstamm hatte später noch andere Schicksale. Er gerieth, man weiß nicht wie, in den Teich des Heiles, Namens Bethesda, von welchem Johannes im fünften Abschnitte spricht, und endlich wurde er zum Kreuze unserer Erlösung, das von der Kaiserin Helena wieder aufgefunden wurde. — Noch eine andere alte Sage, die mit unsern hh. Dreikönigen zusammenhängt. Adam sah auch voraus, was die Zukunft bringen werde, und so befahl er ebenfals seinem Sohne Seth, seine Leiche aus der Schatzhöhle zu holen und nach dem heiligen Lande zu bringen und zwar auf den Berg, der nach seinem Schädel später Schädel- oder Calvarienberg genannt wurde Viel Anmutiges wissen die Alten darüber zu erzählen, und den ersten Sünder mit dem Erlöser und Befreier von der Sünde zusammenzubringen. Was nun die Schatzhöhle betrifft, die in ihrer Verborgenheit auch während der Sündflut keinen Verlust erlitt, so wird diese wieder auf unsern Stammvater zurückgeführt. Er legte in der Höhle Gold, Weihrauch und Myrrhen nieder, weil er wußte, daß die Mager und Königssöhne sie dereinst dem göttlichen Kinde nach Bethlehem bringen würden. Diese Sagen sind wahrscheinlich aus einem alten Buche Seth, das in den ersten christlichen Jahrhunderten berühmt war, und nicht selten angeführt wird. Die Kirche verwarf aber diese Schrift wie falsche Evangelien, denn deren gab es wie jetzt, und Ketzer schmiedeten sie um ihrer eigenen Zwecke willen. Noch ein hübsches und sinniges Mährchen aus dem Dreikönigenkreise, das von den braven Künstlern eher berücksichtigt werden könnte, als wenn unverständige Maler den

lieben Herrn in den dargebotenen Goldmünzen[1]) mit den Händchen wühlen lassen, als sei er ein Wechslerjunge. Der sogenannte Reichsapfel soll auch von den hh. Dreikönigen herstammen, und auf einigen alten Bildern steht mitten im Dreikönigenstern das Christkindlein, über ihm das Kreuz, in der Hand den Reichsapfel oder deutlicher die Weltkugel. Diesen Reichsapfel trugen voreinst die byzantinisch-römischen, nach Karl dem Großen die deutsch-römischen Kaiser, und er war das Zeichen der Weltherschaft nach früherer Ansicht. Auch hat er das Kreuz über sich, wie das Christkind. Es hat nun mit dem Reichsapfel folgende Bewandtniß. Alexander der Große und Welteroberer saß auf seinem Throne zu Babylon, und ihm huldigten die unterthänigen Könige mit Geschenken. Die hh. Dreikönige lebten etwa drei Jahrhunderte später, und brachten ihre Gaben, Kaspar die Myrrhe, Baltasar den Weihrauch und Melchior gemünztes Gold, nach Andern eine goldene Krone. Dem Golde war aber ein goldener Apfel beigefügt, und ihn hatte der große Alexander aus dem Gesammtgolde aller ihm unterworfenen Völker verfertigen lassen und zwar in Gestalt einer Kugel, die er mit der Hand umspannen konnte, gleichsam wie der Herr nach Jesaias (XL. 12). Dieser

1) Der Künstler hat zwar die Glocken läuten hören, weiß aber nicht, wo sie hängen. Bekanntlich wurde der Herr für den Sklavenpreis von dreißig Silberlingen verrathen. Die Sage erzählt nun, es seien dieselben gewesen, für welche Joseph, Vorbild des Heilandes, verkauft wurde. Die Söhne Jakobs brachten sie als Getreidepreis nach Aegypten. Aus der Hand Pharao's kamen sie in den Besitz der Königin von Saba. Diese schenkte sie dem Salomon. Mit der babylonischen Gefangenschaft wanderten sie mit dem geplünderten Tempelschatze nach Babylon, kamen so in den Besitz der Dreikönige; denn Arabien ist der nächste Nachbar. Die Mager beschenkten damit das Kind zu Babylon. Auf der Flucht nach Aegypten in der Wüste giengen die Silberlinge verloren. Ein Hirt fand und opferte sie zu Jerusalem, und endlich erhielt sie Judas aus dem Tempelschatze. Hoffmann Leben Jesu nach den Apokryphen S. 333. — Auch Langen Die letzten Lebenstage Jesu S. 41 erwähnt die Sage.

goldne Apfel kam, man weiß nicht wie, in den Besitz des Königes Melchior im nahen Arabien und als er ihn überreichte, berührte ihn das Christkind, und er zerfiel in Asche. Das sollte ein Zeichen sein, daß das neue Reich des Herrn nicht ein irdisches und eitles sein sollte, wie das des Welteroberers, sondern ein geistiges, um das er selber uns beten lehrte, wenn er im Vater unser sagt: zukomme uns dein Reich! Fabri der Mönch in seinem Reisebuche (Evagatorium) erzählt diese hübsche Sage, auch das Volksbuch.

Siebentes Kapitel.

Weitere Geschichte der hh. Dreikönige.

Als die Weisen das Kind zu Bethlehem angebetet hatten, erzählt das Evangelium, wurden sie in einem Traumgesichte gewarnt, nicht mehr zu Herodes zurückzukehren, und sie vermieden Jerusalem, und zogen heim auf einem anderen Wege, als sie gekommen waren. Von ihren spätern Schicksalen wissen wir kaum mehr, als was auch später aus dem Volksbuche berichtet werden wird. Daß diese Berichte aus Morgenland, vielleicht aus dem früh christlichen melchitischen Arabien stammen, ist ziemlich wahrscheinlich. Als der bekehrte Apostel Paulus aus Damaskus flüchten mußte, gieng er nach dem nahen Arabien zum Aretas, der gewiß bei der Freundschaft mit dem Apostel auch mit dem Christenthum nicht unbekannt sein konnte. In Arabien wurden auch bald die Christen zahlreich, bis im fünften Jahrhundert der letzte König von Himiar wütend sie verfolgte, ein Ereigniß, welches in der fünfundachtzigsten Sure des Koran berührt wird. Doch sehen wir wieder auf unsere heiligen Könige. Daß sie bei ihrer Rückkehr ins Vaterland des göttlichen Kindes in Bethlehem nicht vergaßen, ist einleuchtend. Die Sage berichtet nun weiter, daß der Apostel Thomas auf seinem Wege auch den Arabern das Evan-

gelium verkündete. Die heiligen Könige lebten noch und hatten sich seit dem Besuche in Bethlehem nicht mehr getrennt. Ihre Freude war groß über die Botschaft, was Alles sich im wunderbaren Leben des Herrn bis zum Tode und seiner Auferstehung zugetragen hatte. Waren sie früher schon Gläubige, so wurden sie jetzt getaufte Christen, und Priester, ja Bischöfe. Jedoch wir wollen dem Volksbuche nicht vorgreifen.

Achtes Capitel.

Die heiligen Leiber.

Unter Kaiser Constantin und seiner Mutter Helena kamen die heiligen Leiber nach Constantinopel, und wird man zugeben müssen, daß Arabien von seinen alten Königen wohl mehr wußte, als wir, und daß Epiphania d. h. die leibliche Erscheinung des Herrn grade vor den hh. Dreikönigen ein urchristliches und morgenländisches Fest ist. Auch haben wir einen Mann, der in Syrien und Arabien eben so bekannt war, wie in Constantinopel, also die Sache beurtheilen konnte. Zu Antiochia in Syrien war er Priester, in Constantinopel Patriarch. In seiner unvollendeten Erklärung zu Matthäus, die unter den Werken des h. Chrysostomus sich befindet, auf jeden Fall sehr alt ist, werden die hh. Dreikönige mit dem Apostel Thomas erwähnt, und wenn man zu Constantinopel wie überall nur beglaubigte Reliquien zuließ und zulassen durfte, so wird der Glaube der Hauptstadt wohl nicht auf so schwachen Beinen gestanden haben, wie unsere Weisen aus Abendland und Nordland fabeln. Der heil. Chrysostomus lebte im vierten Jahrhundert, Constantin ebenfalls, und beide werden wohl gewußt haben, weßhalb sie glaubten. Später wurden die hh. Reliquien durch Bischof Eustorgius nach Mailand übertragen. Mailand war schon früher unter dem h. Ambrosius eine mächtige

Stadt, und die Kaiser hatten nicht selten daselbst gewohnt. Wie es aber zu gehen pflegt, daß Glück Uebermuth schafft, so ging es auch den lombardischen handelsmächtigen Städten, an deren Spitze Mailand stand. Volksfreiheit hieß auch damals das Zeitschlagwort, und das freche Bürgerthum empörte sich gegen Alles, was ihren Gelüsten als Hemmniß erschien. Sogar ihre Bischöfe vertrieben sie, obgleich die Städte grade diesen ihre Bedeutung und ihr Wachsthum verdankten. So gaben die Städte der Lombardei, namentlich Mailand, dem Norden ein schlechtes Beispiel, und seit dem h. Anno erhob schon Köln, sowie auch Worms, Straßburg und anderes Handelsvolk allmählich seine Hand gegen das geistliche Oberhaupt, trotzend auf Verkehr und Reichthum, und nicht merkend, daß Tyrus, Sidon und Karthago klanglos untergegangen sind, die späteren Hanseestädte und Kramländer dasselbe Loos erfahren mußten; denn Bürger- und Heldensinn wird durch Geld nicht erhoben. Als der mächtige Kaiser Friedrich Rothbart nach Italien kam, wagte die Stadt Mailand, auch diesem und dem Reichsheere zu trotzen; allein der mächtige Herr setzte sich nieder zu einem fürchterlichen Gerichte, und die Stadt büßte ihren Urgehorsam, denn sie wurde zerstört. Des Kaisers kluge geistige Hand war der kölnische Erzbischof Reinold (Reinald, Reginhald) von Dassel, dessen Leben von Julius Ficker gar lehrreich beschrieben ist. Dieser trat nun beim Kaiser ein, und erbat sich — Reliquien. Welcher jetzige Spießbürger, geschweige Staatsmann (Reinald als Reichskanzler und Reichsleiter war wirklich ein solcher) würde jetzt nicht klingende Schätze statt heiliger Gebeine wählen? Das ist der Unterschied von Damals und Jetzt. Reinald wußte sehr gut, was Geld vermag und werth ist; aber er wußte auch, daß Städte durch Heilthümer mächtig und reich werden, aus Heilthümern d. h. Klöstern diesseits der Alpen sogar entstanden sind (ich nenne nur Fulda, St. Gallen, München, Münster, Paderborn u. s. w.), daß ohne sie

manches Land noch wild und unbewohnt sein würde, unser Kevelaer ohne die Mutter Gottes, die Schweiz ohne Einsiedeln und das Steinachthal u. s. w. von der Erde verschwinden würden, und daß sogar die römischen Heidenstädte an Rhein und Donau eigentlich nur Soldatenquartiere waren, wenig ähnlich dem, was wir jetzt uns unter einer Stadt denken. Genug, Reinald war ein sehr kluger Mann, und wählte Reliquien, die man damals mit Gold aufzuwiegen gewöhnt war, ja um deren Besitz man Krieg führte. Aber nicht allein die hh. Dreikönige brachte Reinald nach Köln, sondern auch andere Heilthümer mußte Mailand bei der Zerstörung hergeben; nämlich die Ueberbleibsel der hh. Felix und Nabor, des h. Gregorius von Spoleto, der hh. Machabäer, endlich nach der Sage auch das alte Muttergottesbild, das sich noch in unserm Dome befindet. Es wird also nöthig sein, über diese Heiligen auch ein kurzes Wort zu reden, und ihr Andenken aufzufrischen. Von den hh. Felix und Nabor spricht schon im vierten Jahrhundert der Lehrer und Bekehrer des h. Augustinus, der Kirchenlehrer Ambrosius (starb 397) in seinem Briefe an Marcellina. Sie waren Mailänder Bürger, starben den Märtirertod in der Christenverfolgung des Maximian. Dieser, auch Herculius genannt, ist keine hundert Jahre älter als Ambrosius, der also die damaligen Denkmäler schon gut kennen konnte und kannte. Diese hat Mombritto herausgegeben. Die heiligen Leiber liegen im Dreikönigenkasten, und zwar, da er im Innern abgetheilt ist, im oberen Stockwerke unter dem Deckeldache, wie die alten Berichte sagen. Was den h. Gregorius von Spoleto betrifft, so hat derselbe Mombritto auch ihn beglaubigt. Er war ein heiliger Priester; der ebenfals unter Diokletian und Maximian, diesen nicht minder unklugen als grausamen Wütlingen und Beförderern des Christenthums eher als Ausrottern, mit Schlägen, Flammen, eisernen Kolben und sonstigen entsetzlichen Foltern gemartert, endlich enthauptet wurde. Auch er ruht im Dreikönigen-Schreine. Um

nun zuletzt von den hh. Machabäern zu reden, so sind diese aus der h. Schrift bekannt genug. Sie litten alle sieben Brüder mit ihrer Mutter unter dem Könige Antiochus Epiphanes, und es ehrt die Kirche ihr Andenken am ersten August. Zu Antiochia hatten sie nach Augustinus eine prächtige Basilika, und Morgenland ist in ihrer Verehrung einstimmig. Ihre Geschichte erwähnt auch der jüdische Geschichtschreiber Flavius Josephus, und da sie für den wahren Gott sich opferten, so wurden diese Helden wie christliche Märtirer angesehen. Ihre Gebeine kamen unter Kaiser Constantin und seiner Mutter Helena mit den hh. Dreikönigen in die kaiserliche Hauptstadt, blieben daselbst bis zu den Tagen des Kaisers Emanuel, unter welchem der obengenannte Eustorgius, ein Grieche von Geburt sie nach Mailand beachte. Erzbischof und Reichskanzler Reinald brachte auch diese Reliquien nach Köln, legte sie aber nicht im Dom nieder. Reinald hatte eine Schwester, Namens Gepa, und diese war Abtissin in dem Ursula-Stifte, dessen Titel Hochgräflich bis zur Franzosenzeit hieß. Da nun das Ursula-Feld oder der sogenannte Blutacker eine ziemliche Ausdehnung hatte etwa bis an Jakorden (Johann und Cordula), auch der Greinsberg in seinem Bereiche lag, wo eine kleine Kirche Magdalena zur Buße (im Volke zur Büß genannt, jetzt Armenschule auf dem Eigelstein) errichtet war, auch auf Maximinstraße (jetzt Eisenbahntenne) sich die Nonnen von St. Maximin ansiedelten, so entstanden dadurch Streitigkeiten, die auch bei frommen Seelen nie fehlen, und die zu erörtern, nicht hieher gehört. Genug, Reinald, der gegen Kirchen freigebig war, sogar nach Hildesheim drei Finger der hh. Dreikönige verehrte, vermittelte den Kirchenbau von St. Machabäern in der Blutstraße, jetzt Machabäerstraße. Vom ganzen Bau ist nichts mehr übrig, als an der Straße ein Stück vom Küsterhäuschen, ein großer hübsch geschnitzter Altar an der Südseite von St. Andreas und auf ihm der vortrefflich gearbeitete Reliquienschrein, der seltsam genug im kunsttollen Köln noch keinen

Beschreiber, geschweige Erklärer gefunden hat. Auf ihm ist, was unsere Altvordern so vortrefflich verstanden, eine Parallel-Darstellung der leidenden Heldenmutter der Machabäer, die ihre Kinder vor sich sterben sieht, und der jungfräulichen Mutter, welcher unter dem Kreuze das Schwert ebenfals durch die Seele drang. Glücklicher Weise ist der Schrein nicht aus dem edelsten Metalle, gehört also zu den zwar nicht überwundenen Standpunkten, aber zu den leicht zu überwindenden und verwindenden. Auf jeden Fall würde das fromme Bürgerthum sich und seine Väter ehren, wenn es sich dieser Hinterlassenschaft mit einiger Liebe annähme. Zum Schlusse wollen wir auch noch eines braven kölnischen Künstlers gedenken, von dem unserer neuere Kunstbücherquark nichts weiß. Den Machabäer-Altar, seit 1808 in St. Andreas, ließ der erzbischöfliche Commissar des Machabäerklosters Johann Georg Molitor im Jahre 1717 durch den berühmten Bildschnitzer in Holz und Bildhauer in Marmor J. F. von Helmont verfertigen, ein Name, der auch in der Arzneikunde geachtet ist. Von demselben Meister ist auch die Kanzel von St. Johann, ebenso das geschnitzte Haus in der Kupfergasse, welches die Loreto-Kapelle umschließt. Offenbar rührt von ihm auch die schöne Kanzel aus der früheren Franciscaner-Kirche, die nach Paffendorf bei Bergheim in die schöne Hallenkirche gewandert ist, welche dem edeln Geschlechte von Bongart nicht nur die alten und neuen Altäre, sondern ihren edeln Fortbestand verdankt. Jedoch wer mehr über den trefflichen Meister zu wissen wünscht, der allerdings gleich uns Allen auch seine Zeit an der Stirne trägt, der schlage nach Merlo Nachrichten von dem Leben und den Werken kölnischer Künstler S. 173, und S. Brunner, Kunstgenossen der Klosterzelle S. 201 über die Holzbildner, deren Kunst Tarsia genannt wird.

Neuntes Capitel.

Krippen und Reliquienfahrt nach Köln.

Ob Köln über die Geschenke seines Erzbischofes namentlich der hh. Dreikönige unschätzbaren Besitz hoch erfreut war, verdient keine Antwort, da ihr Name in der ganzen christlichen Welt gekannt ist, wo man Epiphania d. h. den Heiland vor den hh. Dreikönigen feiert. Wahrscheinlich war auch dazumal schon die Sitte, die noch in meiner Jugend allgemein bekannt war, und die jetzt leider auch gestorben scheint. Ich meine das Dreikönigsspiel oder das Krippchen. Da unser herbstlich kaltes Christenthum immer mehr und mehr schöne Vorzeit verliert, so wollen wir sie wenigstens im Gedächtnisse auffrischen. Das frühe Mittelalter hatte auch schon seine Bühne, aber eine christliche, und noch im vorigen Jahrhundert wurde die Geschichte der h. Ursula und ihrer Gesellschaft aufgeführt, aber nicht von bezahlten Schauspielern, sondern wie noch in Tyrol das Passionsspiel durch christliche Leute oder die studierende Jugend. Bis zur französischen Zeit blieb diese Sitte. Reichte der Raum hin, so hielt man die Kirche selbst nicht für entweiht, wenn man sie zur Erbauung des Volkes für solche Darstellungen hergab. Es versteht sich, daß solches katholische Leben den Feinden gar wunderlich, abgeschmakt, abergläubisch, unaufgeklärt und wie sonst die Ehrentitel heißen, vorkommt, nnd um keinen Lebendigen zu nennen, da wir die Geschichte der Bühne einmal in ihrem Zusammenhange zu behandeln hoffen, so hat ein verstorbener berühmter Herr, mit Namen Flögel, darüber den nettesten Unsinn geschrieben. Passions- und Osterspiele gab's, auch Pfingstspiele und Aufführung aus dem Leben der Heiligen, ja eine Nonne (sie hieß Rosmitha und verstand besser Latein, als jetzt mancher Professer in unsern Tagen) wagte sogar den gelehrten Mönchen gegenüber biblische Stücke zu schreiben. Wie überall, so war es auch in dem katholischen Köln. Am ersten Advent bis

zum Dreikönigentage baute man in den bessern Bürgerhäusern [1]) Krippen, vorzüglich aber in den Kirchen und Frauenklöstern. Die letzte Krippe war in St. Martin, und die Kinderwelt stand vor ihr mit Erstaunen und Andacht. Ich will sie kurz beschreiben. Im Chore war das südliche Schiff durch Holzgerüste abgeschlossen durch drei Wände nach Osten, Norden und Süden. Diese stellten die Gebirgsgegend von Bethlehem vor, und dagegen erschienen mir die Alpen, die ich später sah, als wahrhafte Brüder, oft sogar als kleinere. Auf diesen, die mit Moos bekleidet, mit Straßen durchzogen, mit Reisenden und Fuhrkarren belebt waren, fanden sich zuerst viele Hirten mit ihren Schafheerden, ferner der mitleidige Samaritaner mit dem Wirthshause und der Wirthsfrau nebst dem unbarmherzigen Priester und Leviten in angemessenen Entfernungen, sonstige biblische Personen, Balaams oder Bileams wunderlicher Esel, der sich vor den Schlägen des Engels fürchtet und dergleichen. Im Hintergrunde leuchtete Jerusalem mit dem Tempel hervor, und König Herodes stand am Fenster seines Palastes mit der Krone auf dem Kopfe, sah den Dreikönigen nach, und dachte schon an den Kindermord, der auch nicht fehlte, denn mit der Zeitrechnung nahm man es nicht so genau. Die größte Pracht war aber in Osten auf der Altarseite, der tabernakelartig ausgestattet mit dem durchlöcherten Dache die Krippe zeigte. Ueber ihr stand der leuchtende Stern, und auf den Seiten ritten auf dem Berge die Dreikönige, der schwarze, weiße und gelbe, und man sah es ihnen an, wohin sie mit ihrem reichen Gefolge, Pferden, Kameelen, Dromedaren und Schätzen hinverlangten. In der Krippe lag das süße Christkind auf Stroh, neben ihm zu beiden Seiten war Maria und Joseph, und wenn gar die Engel von oben und unten musicirten und niederknieten, und durch die Löcher der

---

1) Dasselbe geschah auch anderwärts, wie man bei Simrock „deutsche Weihnachtslieder" in der Vorrede sehen kann. Ich darf das gute Buch braven Leuten empfehlen.

Wand und des Daches neugierig anbeteten, so waren wir Kinder voll ehrwürdiger Verwunderung, und falteten die Händchen. Der Kinderwelt ist nun diese Freude benommen; denn die Krippe wird nicht mehr gebaut. Ich glaube nicht, weil man vor der Aufklärung große Angst hat, aber die Krippe macht oft nicht unbedeutende Kosten, und die Kirche ist arm, oft für das Nothwendige, geschweige das Ueberflüssige. Zwei edelgesinnte Jungfrauen übernahmen es daher vor einigen Jahren im südlichen Schiffe der Minoritenkirche die altkölnische Sitte wiederherzustellen, und bauten auf ihre Kosten die gefällige Krippe; allein die Eine, deren Namen Margarete Neven hier mit Ehren genannt sei, ist jetzt im Himmel, und die Freundin, ihr Vorname Anna genüge, wandte sich zu andern wohlthätigen Werken.

Sehen wir wieder auf unsere hh. Reliquien, so war es für den Reichkanzler Reinald keine Kleinigkeit, sie nach Köln zu bringen. Erstens war der Weg von Mailand bis zum Niederrhein damals ein gar weiter und voller Gefahren. Zweitens waren viele Fürsten auf das kaiserliche Geschenk eifersüchtig, und würden wenig Bedenken getragen haben, in diesen Tagen ritterlicher Rauflust den geistlichen Schatz durch Ueberfall zu rauben; denn in der damaligen Glaubenseinheit hielten auch sie alle Reliquien hoch. Drittens endlich hatte Reinald auch gewaltige Feinde, und unter diesen, den rechtmäßigen Papst nicht einmal gerechnet, (denn grade die deutschen Kaiser begannen den Unfug, aus politischen Gründen ihre Bedienten als Gegenpäpste aufzustellen und so Unordnungeu zu schaffen, die sie selbstredend der Kirche aufbürdeten), den mächtigen Verwandten des Kaisers den Pfalzgrafen Konrad. Reinald kam zwar dem Ueberfalle zuvor, und ließ, wie Ficker erzählt, seinen baldigen Nachfolger den Domdechanten Philipp von Heinsberg die Burg Rheineck stark befestigen, und hielt sich so den Rhein von aller Sperrung frei. Auch brachte Köln ein großes Heer auf die Beine, und der Pfalzgraf mit seinen

Verbündeten wagte nicht den Kampf auf der Ebene von Andernach. Daß dieser Mißerfolg auch nicht die freundliche Stimmung gegen Reinald mehrte, leuchtet ein, und er hatte gerechte Ursache die Länder seiner Gegner zu vermeiden, und so auf den kürzesten Weg zu verzichten. Sicher hatte er auch keine kostbaren Schreine für seine Reliquien, denn diese hätten im Volke Aufsehen erregt. Es würde uns nicht wundern, wenn er sie in unscheinbare Säcke verborgen hätte, und das wird wirklich von Winheim und Gelenius in Betreff der Ueberbleibsel der hh. Machabäer erwähnt, und wenn auch im Dreikönigenkasten, ebenfalls nach der Sage der Sack sich befindet, der mit den hh. Gebeinen so lange in Berührung war, so wird dieses wohl offenbar werden, wenn bei der diesjährigen Jubelfeier der Schrein vielleicht eröffnet wird. Auf jeden Fall mußten von den Augustinern [1]) Umwege gesucht werden, um mit dem Schatze nach Köln zu gelangen. Vielleicht auch streute man absichtlich falsche Gerüchte aus, um über die rechte Straße zu täuschen, und so erklärt sich, daß in der kölner Dreikönigenreise so manches Wunderliche und Sagenhafte vorkommt. Nach Crombach, der in dieser Sache sehr weitläufig ist, übernachteten die Heiligen in kleinen Dörfern bei Como, ferner zu Luzern am Vierwaldstädtersee, durchzogen dann Burgund, kamen sogar, schwer zu begreifen, über Bamberg und Schwäbisch-Gemünd endlich über Mainz nach Erpel, gegenüber Remagen, beide wie jetzt so auch damals zum Erzstifte gehörig. Auch über das Jahr der Ueberbringung hat man bisher gestritten, allein aus Reinalds Regesten geht klar hervor, daß am dreiundzwanzigsten Juli 1164 die hh. Dreikönige in Köln ankamen. Ficker hat diese Thatsache in seinem „Reinald von Dassel" nachgewiesen, und diese Schrift hat für

1) Sie waren nach Histor. Beschreibung der stadt. Colleg. (S. 28. 29) die Ueberbringer der Reliquien, hatten daher die Ehre bei der Gottestracht, wo die ganze Geistlichkeit im Dom erscheinen mußte, mit den Dominikanern allein und in's Chor zugelassen zu werden.

Köln einen wahren Werth. Indessen, verhalte es sich mit der Reise, wie es wolle, Reinald hatte schon am 12ten Juni des genannten Jahres Eilboten nach Köln von Vercelli aus vorausgesandt, um auf einen würdigen Empfang der künftigen Stadtpatrone vorzubereiten. Genug die Reliquien trafen ein, und Köln die glaubenstreue Tochter Roms wird sicher ihre Pflicht erfüllt und Alles aufgeboten haben, die Könige aus Morgenland königlich zu empfangen. Aber auch hier beginnt gleich wieder Streit; denn in der gelehrten Welt geht es, wie in der übrigen Welt. Jeder will Recht weniger haben, als behalten. Wir wollen die Sache kurz abmachen. Unser guter Professor Wallraf, mein verehrungswürdiger Lehrer, dem Smets und ich bei seinem Jubelfeste auf dem Stadthause die verdiente Bürgerkrone auffsetzten und dessen Abbild im neuen Museum bis zum Unkenntlichen verhunzt ist, meinte und hat es auch in seinen 1818 bei Marcus DuMont-Schauberg erschienenen „Beiträgen zur Geschichte der Stadt Köln" ausgesprochen, daß Philipp von Heinsberg und der Bischof von Osnabrük die Reliquien von Erpel ihrem letzten Ruheorte mit aller Pracht abholten, sie am Baien landeten, und durch die Dränggasse, genannt vom Gedränge bei der Einbringung der Dreikönige, nach St. Severin brachten, und daß es von dort im Festzuge zum hildebold'schen Dom gieng. Zwar wußte er sehr wohl und Niemand wohl besser, als er, daß damals St. Severin noch weit von der Südseite der Stadt lag, daß die alte römische Mauer, als Ende der Stadt noch nachweisbar, außer aller Frage steht, daß der Annobau oder St. Görres und St. Jakob (letzteres abgerissen) vor der Hochpforte, von den Kölnern als Zwingburg angesehen, ebenfalls außerhalb dem Stadtringe lag; ferner daß die prächtige Deutsch-Ordenskirche oder wie das Volk sagte, das jetzt abgebrochene St. Kathringen südlich neben St. Johann bei den noch jetzt sogenannten Kathringen- und Perlengraben lag, und gegenüber die Commende sich befand (deren nördlicher Theil noch steht,

der bis zum Dau sich erstreckende Garten ist jetzt mit Häusern bebaut) ein Pilgerhaus, wo die Kreuzfahrer nach Schluß des Johannisthores Aufnahme fanden, daß endlich die jetzige Stadtmauer erst durch den Nachfolger Reinalds Philipp von Heinsberg erbaut wurde; daß also von St. Severin bis zur Hochpforte ein Festzug wohl geraume Zeit nöthig hatte und die kleinen Schnapphähne um die Stadt auch zu berücksichtigen waren; allein was hilft es, da Gelehrten leicht Predigen ist, wie das Sprüchwort sagt, aber auch schwer. Ich für mein Theil kann der Angabe Wallrafs nicht glauben, und traue mehr der Angabe unserer alten Kölner, wozu auch mein Großvater zählte. Wir haben auch noch Alle den Frankenthurm gekannt mit seinem vermauerten Thore und seinen drei Bildern, die in der französischen Umwälzung zu Grunde gegangen sein sollen. Die Kronen wahrscheinlich früher vergoldetes Eisen blieben auf der Rheinseite bis zum Abbruche für die Eisenbahn und die stehende Brücke stecken. Mein Großvater, auch ein studierter Mann, meinte, hier grade dem Dome gegenüber und wenige Schritte von ihm entfernt, seien die hh. Leiber gelandet worden. Weil nun die Heiligen durch das Thor gezogen, sei es vermauert worden, damit kein menschlicher Fuß es mehr betrete. Du, christlicher Leser, hast nun die Wahl, und kannst glauben, was du willst und was dir am verständigsten däucht; denn die Hauptsache, auf die es ankommt, ist unzweifelhaft, nämlich daß die hh. Leiber richtig vor siebenhundert Jahren in Köln eingetroffen sind.

Zehntes Kapitel.

Köln beginnt seine Blüte.

Gott behüte, daß ich namentlich in meinem Handels- und Aktienköln misliebig vom Handel spreche; denn ich weiß aus der Geschichte zu wohl, wie er zu jeder Zeit das umlaufende Blut im Völkerverkehre darstellt. Auch habe ich mich an der Handelsfrage

zwischen Holland und Deutschland zu sehr betheiligt, und daß ich gleich der heitern Kölnerinn Alles voraussah, zeigt seit vielen Jahren der Erfolg. Ich wünschte sogar, Köln hätte noch wie voreinst seine Flotte in Friesland liegen, die in Portugal, ja Akre und Damiette heldenmäßig nach dem Augenzeugen Oliverius focht; denn das Vaterland könnte sie jetzt gebrauchen, besonders da die Zuckerrübler schon seit einem Vierteljahrhundert auf die versprochene Flotte noch immer warten lassen. Unterdessen aber will ich an eine geschichtliche Wahrheit erinnern. Der Mensch besteht aus Leib und —? Seele. Das blos Leibliche hat nun den Mangel, daß es nie erheben kann, als blos zur Verzweiflung, wie das sterbende Karthago. Große reiche und mächtige Handelsstaaten waren einst Tyrus und Sidon, mit ihnen wetteiferten die üppigen Joner; aber sie starben ohne großen Lärm. Das heidnische Rom beherschte die Welt, aber nicht durch Handel, sondern durch Tugenden, ging unter durch Geld, und Salvian beschreibt diese Zeit des Untergangs, die unserer Zeit so ziemlich ähnlich steht, wie ein schmutziger Wassertropfen dem andern. Köln war damals, ja nach Tacitus schon früher unter Civilis nicht unbedeutend, zählte aber dennoch nicht; denn die Städtezeit beginnt erst mit Heinrich dem Finkler in Deutschland und entwickelte sich allmählig unter den Hohenstaufen. Residenzen sind noch viel später. Amalfi, Pisa, Genua, waren einst handelsmächtig, ja Venedig beherschte mehrere Königreiche, und wie sind sie alle gestorben? Eingeschlafen ohne Schlaftrunk. Die Hansa einst Herrin der nordischen Meere, Zäumerin von Dänemark und Norwegen, Achtung erzwingend bei dem Moskowiterherzoge, in England und sonst vielwärts ist mit seinem mächtigen Mitgliede Köln gestorben, man weiß nicht wie, und der schöne Hansasaal zeugt noch von der alten Herrlichkeit. Köln wie Venedig hatten nicht einmal den Mannesmut, sich zu wehren, als die Ohnehosen heranrückten, waren aber schon in den leitenden Schichten aufgeklärt. Ganz anders sieht die Sache aus,

sobald wir uns umwenden, und Dinge treffen, die eine religiöse Weihe haben, daher jedes Gemüt anregen und erheben. Dazu gehören auch heilige Reliquien, und ein Volk ohne Reliquien ist ein Volk ohne Geschichte, gar nichts als Maul, Magen und was darunter ist. Das Judenvolk nahm aus Aegypten seine Reliquien mit, das heilige Land zeigt noch überall und ehrt die Gräber Jakobs, Davids u. s. w., ja der Türke hat noch vor ihnen Respekt. Wollte der alte Grieche seine Zuhörer in Flammen setzen, so erinnern die Redner nur an die Mnemata d. h. an die Gräber und Reliquien der Vorfahren, und was Mann war, wehrte sich mannhaft, wenn's auch keine Reliquien im christlichen Sinne gab. Rom ist Rom nicht durch das Grab des Augustus und Hadrian (auch riesige Reliquienschreine), sondern durch die Reliquien der Apostelfürsten, und ohne sie vielleicht nicht einmal mehr ein Dorf, und keine großen Kare, geschweige jetzige verächtliche Metzenhelden könnten ihm aufhelfen. San Jago ist weltberühmt durch seine Reliquien; Fulda verdankt sein Dasein dem h. Bonifacius, und unzählige andere Orte im diesseitsalpigen Europa sind in gleicher Lage. Auch Köln bis auf Reinald zwar eine klassische d. h. für Liebhaber römische, aber immer unbedeutende und einfach erzbischöfliche Stadt verdankt seinen Ruhm, seine Macht, seine weltgeschichtliche Bedeutung einfach den Reliquien der hh. Könige. Bald nach ihrer Einbringung mag Köln das Wappen der drei Kronen angenommen haben und mag der herrliche Schrein gemacht worden sein, in dem sie ruhen in anbetender Lage, wie voreinst im Stalle, also mit gebeugtem auf dem Gesichte liegenden Haupte, wie noch die Schädel sichtbar sind. Köln war frühe durch seine kunstreichen Münzgenossen und Goldschmiede, ja durch seine vortrefflichen Maler nach dem altdeutschen Dichter berühmt. Seit der Verfertigung des Schreines strömten die Pilger im großartigsten Maasstabe in unsere Stadt und aus den fernsten Gegenden. Sogar aus Ungarn kamen Prozessionen, und ihr Haus war, wie meine Mutter oft erzählte, gegenüber dem

Zeughause, auf dem Katzenbug (den man jetzt närrisch aber klassisch nach den Katten umgetauft hat) und zwar im bekannten Gebärhause mit seinen spitzgiebligen Neben-Häusern, die auch jetzt theilweise in neumodische Ziegelsteinschränke umgewandelt sind. Kaiser Joseph ein Aufklärungsheld sonder Gleichen, sparsam bis zur Ungebühr, denn die Geistlichkeit sollte apostolisch einfach sogar lederne Kaseln (in Wilhering bei Linz an der Donau noch gar anmutig zu sehen), verbot dem Zeitgeiste gemäß, diese Wallfahrten. Und warum? Damit das Geld **im Lande** bleibe. Was war der Erfolg? Das ehrliche Haus, wie man sonst hier zu Lande sagte, behielt das Geld im Lande, und machte mehrmals Bankerot; aber die politische Dummheit ist einmal nicht zu belehren, wie die Musterstaaten Schweiz, Baden, Piemont u. s. w. lehren. Doch zurück zu unsern Dreikönigen! Hatten die morgenländischen Weisen den Heiland in der Krippe beschenkt, so beschenkten nun die Pilger die Schenkgeber selbst oder ihren Dom. Es wäre eine hübsche Erzählung, wie die großen Herrn ihre Opfer brachten, zuerst die Erzbischöfe selbst aus den mächtigsten Geschlechtern ihr reiches Erbe, Herzoge wie der von Aremberg ein Herzogthum oder wie der Herzog von Burgund eine schwergoldene Ampel, Könige wie Eduard der zweite von England und der König von Cypern ebenfalls ihrer würdige Gaben. Der König von Dänemark (Crombach S. 826 ff.) opferte drei goldene Kronen, und mehr als sechstausend Mark, ungerechnet sonstige reiche Almosen, und dachte nicht an die neue Lehre, wie es gegen alle Volkswirthschaft sei, das Geld außer Landes zu bringen! Sogar kaiserliche Majestäten erwiesen ihren heiligen Krongenossen ihre Ehre, selbstredend nicht mit leeren Händen oder Redensarten, was damals noch nicht Mode war. Was das Volk der Gläubigen that, das nicht wie eine h. Irmgardis, Städte, Rees und Kalkar schenken konnte, wie es Edelsteine und sonst Werthvolles opferte, wovon der Dreikönigenkasten genugsam Zeugniß ablegt, wäre weitläufig zu

sagen; der Domschatz wurde so reich, daß man bald den Gedanken faßte, den heiligen Dreikönigen einen neuen Dom zu erbauen. Reinald von Dassel konnte diesen Gedanken noch nicht fassen; denn er starb zu Rom 1197 am 14ten August an der Pest, die seinen und des Kaisers Bau umwarf. Er wurde im Dom begraben. Zu viel hatten auch die nächstfolgenden Erzbischöfe mit Kriegen und sonstigen weltlichen Angelegenheiten zu schaffen, namentlich der nächste Nachfolger Philipp von Heinsberg, der die Stadtmauer, die jetzige nämlich, erbaut haben soll, auch Westphalen und Engern dem Stifte zubrachte. Erst der heilige Engelbert, Erzbischof, Herzog, mächtiger Graf von Berg und Verweser des Reichs, dachte an den Neubau des Domes; aber er wurde vor dem Beginn ermordet durch den eignen Verwandten. Sein Ruhm als Märtirer für das Recht ward groß im Vaterlande, und diesem ist es zuzuschreiben, daß man im siebzehnten Jahrhundert den ursprünglichen ehrwürdigen Ciboriumsaltar mit seinen Säulen, seinem überdachenden Baldachin (Böcker S. 92 sagt hochüberschwebenden festtäglichen Thronhimmel)[1]) (der Altarstein blieb) mit der Kathedra an der nordöstlichen Seite wegnahm, und nach dem Zeitgeschmacke einen Aufsatz mit Glas machte, um den Engelbertusschrein durchscheinen zu lassen, bis endlich das künstlerisch noch mehr verkommene achtzehnte Jahrhundert die jetzige Italiänerei mit den sieben Weisheits-

---

1) In Baudrys Organ für christliche Kunst habe ich nachgewiesen, wie der Altar seit der ersten Christenzeit sich allmählig verändert hat, zuerst in den Reliquienaltar, denn Papst Eutychian erlaubte, die Reliquien auf den Altar zu setzen, wie nach dem Wegfalle des deckenden und verhüllenden Ciboriums allmählich der mittelalterliche Altar sich entwickelte, dann das Frohnleichnamsfest auch seine Einflüsse übte, endlich die Vorschrift des Tabernakels im Altare die Höhe steigerte, oft bis in's Ungethüme. Für die reiche Beleuchtung sorgten mit die in den Gewölben so zahlreich angebrachten sogenannten Luftlöcher, aus welchen Kronleuchter herabhingen.

säulen der Sprüchwörter (IX. 1) auffsetzen ließ. Große Glasscheiben, wie an der abgebrochenen Glasthüre im Dom, sah man noch am Anfange dieses Jahrhunderts mit ganz andern Augen an, als jetzt. Sie waren sehr theuer, wurden von Venedig bezogen, und gehörten zur fürstlicher Ausstattung in Palästen. Andeutungen über den Engelbertus-Altar giebt auch Gelenius (S. 251). Es verging noch einige Zeit bis auf Konrad von Hochstädten. Brannte nun der hildeboldsche Dom ganz oder theilweise ab, genug er beschloß, den hh. Dreikönigen ein neues würdiges Münster zu errichten, und der Schätze hatte er so viele, daß sie ihm nicht nur genügend für die Vollendung des Baues erschienen, sondern gemäß der Chronik gradezu unerschöpflich. Auch hatte er Leute um sich, die sich auf Kirchenbau und Kosten wohl verstanden, erstens den Albertus Magnus, Baumeister des gothischen Vordomes oder wie schon gesagt der abgerissenen auf dem Doxole von St. Andreas noch im Bilde sichtbaren Predigerkirche und den baukundigen Bischof von Paderborn, Simon von der Lippe, über welchen ich anderwärts verhandelt habe. Ob damals schon die jetzige Bauweise beabsichtigt war, kann dem christlichen ungelehrten Leser gleichgültig sein; so viel aber ist gewiß, daß ursprünglich wie zu Altenberg Rund- und nicht Bündelsäulen beabsichtigt waren. Die Halbwalzen (Cylinder) sind nämlich angesetzt, und dieses fand gar klar unser ruhmreicher Ernst Zwirner. Als nämlich bei der letzten Chorerneuerung die Apostelbilder wieder übermalt wurden, fand sich, daß die Halbsäulen sich abgelöst hatten, um später den Leuten auf die Köpfe zu fallen. Oberhalb wie westlich vom Chore war alles hübsch und fest bündelförmig eingebunden. Auch an einem Pfeiler unter dem Laufgange der nördlichen Vierung, der wieder ins Loth gebracht werden mußte, fand sich dieselbe Erscheinung des Ansatzes an die Rundsäule. Und um sonnenklar zu beweisen, daß zur Zeit des Dombaues sich Manches in der Baukunst geändert hat, also unsere prächtigen Redensarten über den

guten alten Meister und seinen Plan eben nur Redensarten sind, erwähne ich noch Eines, obgleich ich mehr sagen könnte, und will's Gott, einst sagen werde. Zwirner untersuchte einmal auf dem äußern Chorgerüste die Einsätze der Schwibbogen, und fand zu seinem Erstaunen, daß älteres Bildwerk abgeschlagen war, welches die noch darin stehenden Balkenköpfe verdeckte. Es war also offenbar, daß die jetzige Weise der herrlichen Strebepfeiler mit ihren Pyramiden noch nicht Sitte war, dem sogenannten Schub oder Drucke nach seitwärts aber dadurch begegnet war, daß man von Norden nach Süden Balken durch die Kirche zog, wie noch an so vielen alten Bauten zu sehen ist und noch neuerdings zu München nachgeahmt worden. Der freundliche Leser entschuldige diese kleine Abschweifung! Von Grund aus ward das neue Dreikönigen-Münster erbaut und im Jahre 1248 auf Maria Himmelfahrt legte Conrad von Hochstädten[1]) den Grundstein, der bei einer spätern Umpflasterung des Chores und Untersuchung des Baugrundes unter dem Altar und der nächsten östlichen Säulen vielleicht sich wieder, auffinden läßt. Ist das Werk für unsere Zeiten staunenswerth so ist es dieses noch mehr, da man in jenen Tagen noch nicht einmal den Flaschenzug kannte, der erst später zu Strasburg erfunden wurde. Vollendet wurde das Chor als Bau nach Boisserée im J. 1322 unter Heinrich von Virneburg am Cosmas- und Damianustage, an welchem auch der ältere Dom geweiht worden, weshalb noch jetzt im September das Einweihefest zum Andenken gefeiert wird. Bis auf diesen lieben Erzbischof mag das Domwerk wenig vorgerückt sein, und diese Erscheinung hat Vogel in seiner Sammlung der prächtigen Edelgesteine am kürzesten, aber

---

1) Hr. Ennen in seiner jüngsten Baugeschichte (S. 21) sagt, daß Conrad begraben wurde, wo er den Grundstein gelegt, also in dem bekannten Seitenchörchen. Ich frage, da die Angabe für viele Fragen wichtig werden könnte, nach einem andern Wo: wo ist der Beweis oder die Urkunde für diese Behauptung?

auch am besten erklärt. Konrad von Hochstädten lenkte das Reich in den traurigen Jahren des Zwischenreiches nach dem Tode des zweiten hohenstaufischen Friedrich, er kriegte vielfach, ja sogar mit seiner eigenen Stadt, und im Kriege bekommen die größten Schätze Flügel. Konrad starb 1261, und sein Nachfolger Engelbert von Falkenburg lag sich ebenfals mit Köln in den Haaren, ja die Empörung brach aus, und der Erzbischof verlegte Sitz und Hof nach Bonn. Dann gerieth er mit dem Herzog von Jülich in Krieg, der ihn gefangen nahm und über drei Jahre in der Burg zu Niedeggen festhielt. Er starb 1275. Siegfried von Westerburg war auch weder glücklich noch friedliebend; denn sein Leben heißt Krieg zwischen Köln und Graf Adolph von Berg. Köln gerieth sogar in den Bann, und da hörte es selbstredend mit allem Kirchenbau auf. Wichbold von Holte (Holtz), 1298 erwählt, war ein gemäßigter Herr, der Köln vom Banne löste, vielleicht den Dombau wieder aufgenommen hat; allein er starb schon 1303, und ihm folgte Heinrich von Virneburg. Das Domchor wurde fertig. Von jetzt an floß es über von Pilgern und Geschenken. Ein großer Schenker war Erzbischof Wilhelm von Gennep († 1362), welcher dem Chore den jetzigen kostbaren Altar aus Einem Marmorstücke verehrte, auch die Apostel und das sonstige Bildwerk darin. An Festtagen ersetzte man die Steinbilder durch silberne Apostel, die das ganze Köln, auch meine Mutter gar wohl gekannt haben. Letztere sprach sogar von einer großen silbervergoldeten oder gar goldenen Muttergottes. Wohin alle diese Kostbarkeiten gekommen sind, wer weiß es? Die französische Umwälzung hat sie verschlungen, und sagt Göthe zum Wohlgefallen der Aufklärung:

Die Kirche hat einen guten Magen,
Hat ganze Länder aufgefressen
Und doch noch nie sich übergessen:

so sind jetzt weit gefräßigere Wehrwölfe erschienen, welche sie mit Haut und Haar verschluckt haben. Wer weiß, ob Gott den klugen

Herrn, die den Werth der todten Hand berechneten, nicht einmal offenbar beweisen will, wie man leichter mit der Kirche, als ohne sie zurecht kommt, und wehe, wenn die lebendigen Fäuste auch einmal ihre Gegenrechnung machen!

Das böse fünfzehnte Jahrhundert nahte und pflanzte das sechszehnte. Schon 1396 verjagte Köln seine edeln Geschlechter, die auch in Bauten von Denkmälern sein Ruhm gewesen waren, und es wurde die Verfassung eingerichtet, die man einen Freistaat nennt. Köln erlebte, wie man behauptet, seine Blütenzeit im Handel und allen Anhängseln; aber mit der Kunst und namentlich dem Dombau flaute es schon, und gieng bergab. Der Geist der alten edeln Bauhütte mußte schon gewaltig heruntergekommen sein, denn nach einer Urkunde bei Boisserée baten viele Genossen der Steinmetzen-Brüderschaft um Aufnahme in die Zunft, selbstredend weil hiebei Vortheil war. Die Geistlichkeit konnte auch nicht mehr schützen wie früher; denn ihr Oberhaupt hatte seinen gezwungenen Sitz zu Bonn, und in der Stadt verstand es auch schon der freie Spießbürger, ganz neumodisch aufgeklärt die Schwarzröcke zu placken, und ihnen allerlei ungebräuchliche Steuern aufzulegen, wie ihre Vereinbarung (Unio Cleri) auseinandersetzt. Der Dombau war bis an den südlichen Thurm in Westen vorgerückt, an dem noch der berühmte Konrad Kuyn arbeitete, der Mitbegründer der Hütten-Ordnungen vom J. 1464, wie man bei Krause in seiner Schrift: „Die drei ältesten Kunsturkunden der Freimaurerbrüderschaft“ nachsehen kann. Einzelnes weiter auszuführen, ist unbehaglich; genug die künstlichen Steinmetzen waren, wie der Bau dem Kenner zeigt, Handwerker geworden. Schon vor dem Schlusse des Jahrhunderts geschah nichts Nennenswerthes mehr am Dom, und im Jahre 1509, wo die nördlichen schönen Fenster des Laienschiffes eingesetzt wurden, war der Weiterbau so ziemlich aufgegeben. Dieser Verfall der kirchlichen Baukunst zeigt sich aber nicht allein in Köln, sondern in allen Ländern, wohin die neue, soge-

nannte klassische oder augustische Italiänerei Eingang fand. Wie es der Baukunst ergieng, eben so ergieng es auch der Religion, die ebenfalls wenigstens von den Gelehrten in's Heidnische übersetzt wurde, und Krankheiten hervorrief, an denen wir noch leiden. Jedoch wir wollen zu einem Gegenstande übergehen, der anmuthiger ist.

Elftes Kapitel.

Das alte Dreikönigenbuch nach Simrock.

Es wäre mehr als ein Wunder, wenn eine so gläubige Zeit wie das Mittelalter sich nicht auch mit Forschungen über die hh. Dreikönige abgegeben hätte. Wirklich haben wir auch ein sogenanntes Volksbuch, was aber ursprünglich lateinisch geschrieben war, also gewiß nicht für's Volk. Es hat fast vom Anfange der Buchdruckerkunst seit 1486 bis 1514 (bei Quentel) viele Auflagen erlebt, wurde der Frau Elsbeth von Katzenellenbogen zu Liebe in's Deutsche übersetzt, und jetzt wurde es allerdings ein Volksbuch. Auf solche Bücher hat unsere freie Wissenschaft einen giftigen Zahn, und Gott weiß ob aus eigenem bösem Gewissen sieht sie überall Pfaffenbetrug, Unehrlichkeit, Volksverdummung (vielleicht mit Latein?) und wie sonst die Artigkeiten klingen. Wirklich ist das Buch von einem Geistlichen gemacht und zwar von Johannes von Hildesheim, welche Stadt auch Reliquien der hh. Dreikönige hat, und der Mann, dem er seine Schrift weihte, war Florentius von Wevelkoven Bischof von Münster von 1364 bis 1379. Wir sagen zur Rechtfertigung nichts, als Göthe hatte Wohlgefallen an dem anmutigen Legendenbuche, Carl Simrock von Bonn und Zingerle aus Tyrol haben es neu herausgegeben, und das sind doch auch Männer, die sich sehen lassen dürfen, wenn sie auch in München keine böotischen Bären, fast hätte ich mit gewissen Leuten Baiern gesagt, glatt geleckt haben. Solchen Männern zu folgen,

wird also auch für uns keine Schande sein, und wir bieten dir christlicher Leser, schlicht und einfach, wenn auch etwas abgekürzt, die Legende, wie sie Simrock gegeben hat, hoffentlich zu deiner Freude und zur Ehre der lieben Heiligen, mahnen aber nochmals daran, an den Namen Indien, Nubien, Arabien und Persien nicht zu gewissenhaft Anstoß zu nehmen; denn die Gelehrten wußten damals von jenen Gegenden wenig, wissen jetzt eben nicht viel. Also zur Sache! Das Volksbuch erzählt.

Der heidnische Priester Balaam war auch ein Prophet und weissagte, daß ein Stern aufgehen solle aus Jakob und ein Mensch geboren werden solle aus Israel, der herschen werde über alle Völker! Daß dieser Völkerherscher Jesus Christus ist, sieht Jeder ein. Nun trieben in Süden die Völker von Chaldäa oder Babylonien bis zum glücklichen Arabien und der gegenüberliegenden Küste des afrikanischen Welttheiles gar emsig die Sternkunde, und konnten das, da ihr Nachthimmel immer heiter und milde ist. Auch in Indien liebte man diese Wissenschaft sehr, und die Reisenden behaupten, noch heutigen Tages seien in Indien alte Sternwarten zu sehen, die den Pyramiden in Aegypten sehr glichen. Nun giebt es in Indien einen hohen Berg, und der heißt Vaus. Von diesem herab konnte man weit in die Länder sehen, wann fremde Kriegsvölker nahten, und Feuer anzünden, um die Einwohner des Nachts durch das Feuer, des Tags durch den Rauch zu warnen. Den Wächtern des Berges trugen sie auch auf, nachdem sie ebenfalls von Balaams Weissagung gehört hatten, des aufgehenden Sternes Jakobs zu achten, und versprachen ihnen guten Lohn, wann sie ihn anzeigen würden. Daß wir von dem Berge Vaus und sonstigen Dingen etwas wissen, das kommt daher. Um das Jahr 1200 nach unseres Herrn Geburt kamen edle Indier nach Akkon oder Ackers, der weltberühmten Stadt, und gefielen sich dort sehr, ja siedelten sich dort an; denn daß man schon frühe um des Handels wegen weite Reisen in diesen Gegenden unternahm, beweist schon

die Geschichte des ägyptischen Joseph. Viele Kostbarkeiten brachten diese Indier mit, und unter andern auch eine Krone von Gold, Perlen und Edelsteinen, und diese Krone galt für dieselbe, welche einst König Melchior trug, als er dem Christkindlein opferte. Auf ihr stand der Stern und in dem Sterne das Kreuz, und der Stern war gerade so, wie der Stern der drei Weisen, als sie den Heiland suchten. Die Krone hatte zugleich die Eigenschaft, daß sie allerlei Siechthum heilte, und wer krank war, nach ihrer Berührung gesund wegging. Die Tempelherrn brachten die Krone um große Schätze an sich; seit aber dieser tapfere Orden aufgehoben ist, ist die Krone weggekommen, Niemand weiß wohin. Die erwähnten Indier brachten auch Bücher mit und zwar in chaldäischer Sprache; die Chaldäer wohnen aber in dem Lande, das westlich an den Euphrat und Arabien mit verwandter Sprache stößt. In diesen Büchern war auch das Leben der heiligen Dreikönige beschrieben, und sie wurden später zu Akkon ins Französische übersetzt, nachher in andere Sprachen. Was wir erzählen, ist eben aus diesen Büchern. Indessen folgten sich Jahre auf Jahre, und der Ruf vom Sterne Jakobs verbreitete sich immer mehr, und die Hoffnung wurde immer gespannter. Da giengen die aus Indien miteinander zu Rath, und suchten in allen Ländern zwölf Meister oder Sternseher, die sich auf den Himmel verstanden. Denen übergab man großes Gut, und sie hatten nur des Sternes zu warten, wann er aufgehen würde und mit ihm der Herr über die Völker kommen würde. Die Zahl der Zwölf blieb auch immer voll; denn sobald Einer starb, wurde er gleich ersetzt, und in dem Wartthurme auf dem Berge warteten sie ihres Amtes, umgeben von edeln Stauden und Kräutern. Auch stand auf der Warte eine hohe Säule aus Stein und oben drauf ein hoher vergoldeter Stern, der sich nach dem Winde drehte, und bei Sonnen- und Mondenschein aus weiten Fernen sichtbar war. So giengen Jahrhunderte an Jahrhunderten vorüber, unbemerkt, wie in Flüssen und Lüften eine Wasser- und Luftwelle sich

an die andere schließt. Endlich kam die Zeit, wo Gott sich der Menschen erbarmen und sein Heil senden wollte unter dem Fremdlinge Herodes; denn die Herschaft war weggenommen von Juda. Oktavianus Augustus war damals Herr im römischen Reiche und über die ganze Welt. Und er erließ einen Befehl, daß alle Leute in seinen Ländern in Verzeichnisse eingebrieft würden, die in Rom lange aufbewahrt wurden, und wie durch göttliche Vorsicht die Geburt unseres süßen Herrn urkundlich bezeugten, damit Niemand, der zwei Augen hätte, so dumm würde, später an der Geburt unseres Heilandes zu zweifeln. Der Mann, bei dem der h. Joseph sich einbriefte, hieß Quirinus (schreibt sich im Griechischen Kyrinios) und war ein hoher Herr und kaiserlicher Statthalter im Reiche Syrien, wozu auch Judenland gehörte. Weil nun Joseph thun mußte, wie der Kaiser befohlen hatte, machte er sich mit Maria der zarten Jungfrau auf den Weg nach Bethlehem der königlichen Stadt Davids; denn von dort stammte er, und war ein Königskind, wenn auch ein blutarmer Mann. Deßhalb nahm man ihn auch in den Herbergen nicht auf; denn die Stadt war mit Fremden überfüllt, und sie nahmen ihre Zuflucht zum Stalle, wie jeder Christ weiß. Die heilige Jungfrau wußte nicht, daß ihre Zeit so nahe war; der Heiland aber erschien, die Engel verkündeten ihn vom Himmel, und die frommen Hirten kamen vom Felde anzubeten, wie im Evangelium bei Lukas beschrieben ist. Das geschah zur Winterzeit; dieser aber ist in jenen Gegenden, obgleich es auch Schnee geben kann, nicht so hart, wie bei uns; denn um Christtag ist das Feld schon grün und im April, oft sogar im März wird geärndtet. So nun waren die vorbestimmten Zeiten erfüllt, der Herr lag im Stalle als kleines Kind, und Gott ließ sein Wunder geschehen. Die zwölf Sternseher auf der Bergwarte sahen den Stern aus Jakob aufgehen, der leuchtete wie eine Sonne und nicht bloß am Tage, sondern auch in der Nacht, ja das Sonnenlicht schadete ihm gar nichts. Er stand in der Luft,

und hatte seine Strahlen ausgebreitet wie ein Adler im vollen Fluge. Mitten im Sterne aber leuchtete ein Kindlein, und hatte über sich das heilige Kreuzeszeichen, und aus dem Sterne erscholl eine Stimme: „heute ist geboren der König der Juden, die Erwartung der Völker und ihr Herscher." Die Leute in Indien glaubten an den wunderbaren Stern, als sie ihn sahen. Nun merke sich aber der christliche Leser Folgendes. Jetzt wo wir durch die Engländer Indien etwas genau erkennen, sprechen wir noch von zwei Indien, Vorderindien diesseits und Hinterindien jenseits des großen Flusses Ganges.

Die alten Griechen und Römer rechneten aber noch dazu die Völker, welche an der Seestraße nach Indien liegen, und die ihnen gänzlich unbekannt waren, theilweise für uns noch sind. Noch jetzt zählt Indien sehr viele Völker und Sprachen, und so war es früher. Es ist deßhalb nicht viel dagegen einzuwenden, wenn man in ältern Zeiten von drei Indien spricht, die ihre besondern und sehr mächtigen Könige hatten. Die Dreikönige dieser Länder machten sich nun gleich auf den Weg, nachdem sie den Stern gesehen hatten, mit aller königlicher Pracht, Gewandung, Pferden, Kameelen, Maulthieren und sonstigem Reichthum, jedoch so daß keiner vom Andern wußte. Den Heiland wollten sie anbeten, und der Stern sollte ihr Führer sein, ihn aufzusuchen. Das erste und nächste Indien heißt auch Nubien am rothen Meere, und König war darüber Melchior, der unserm Heilande Gold darbrachte. Zu Nubien gehörte auch das gegenüberliegende steinige Arabien, in welchem, wie wir sagen, der Sinai liegt, wie der Araber sagt, der Moses Berg mit dem berühmten Katharinenkloster, wohin die Engel die Heilige trugen. Dieser Theil von Arabien steht schon durch seine Lage mit Nubien in der nächsten Verbindung, und es ist schon oben berührt worden, wie der Sohn der weisen Königin von Saba das nubische Königreich begründete. Das zweite und fernere Indien hat den Namen Godolia, und

darüber war zu Zeiten von Christi Geburt König Baltasar, der dem Herrn Weihrauch opferte. In diesem Lande, welches auch das glückliche Arabien heißt zur Unterscheidung vom sandigen und steinigen, liegt auch das Land Saba, und wachsen dort unsere Gewürze, Specereien, Kaffee, Zucker, und auch der feinste Weihrauch ist daselbst zu Hause. Der Name Arabien wird auch von den Griechen sehr weit ausgedehnt, und Xenophon im Feldzuge des jüngeren Cyrus, den er persönlich bis in die Nähe von Babylon mitmachte, rechnet dazu (I. 5) einen Theil des Landes zwischen Euphrat und Tigris, den wir sicher zu Mesopotamien (Zwischenflüsseland) zählen würden. Auch dort schwitzen die Stauden duftige Harze oder Weihrauch, und Alles ist wohlriechend. Im dritten Indien endlich herschte in den Tagen der Geburt des Herrn der König Kaspar oder Jaspar, und sein Reich hieß Tharsis. Er opferte dem Heilande Myrrhen, als Vordeutung auf sein Begräbniß. Die Myrrhe schwitzt ebenfalls wie das Harz aus, verdichtet sich dann, und hemmt alle Fäulniß, weßhalb sie von Juden und Aegyptiern zum Einbalsamiren verbraucht wurde. Im Reiche Tharsis war auch eine Insel Namens Cyriscullа, und da war nach dem Volksbuche der h. Apostel der Inder St. Thomas begraben. Bekanntlich ist der h. Thomas auch Apostel der Inder, hatte aber zu Edessa in Mesopotamien eine gar prächtige Kirche, in welcher er auch begraben war. Wie dieses zusammenhängt, und ob vielleicht eine Verwechslung mit einem heiligen Mönche Thomas stattfand, lassen wir hier unentschieden; genug in diesen fernen und wenig bekannten Strichen gab es schon frühe zahlreiche Christen, und vielleicht ist hier die Heimat des weltberühmten Priesters Johannes zu suchen, welcher der Herr der indischen Christen im Mittelalter großen Ruf hatte. Da wir nun die Könige und ihre Reiche genannt haben, so wiederholen wir, daß Keiner um die Reise des Andern etwas wußte. Diese Reise mit einem heerartigen Gefolge unter der Leitung des Sternes hat auch ihr Wunder-

bares; denn sind von Christtag bis Dreikönigentag dreizehn Tage, so machten sie ebenfalls die weite Hinfahrt zum Heilande in dreizehn Tagen ab. Der Stern gieng vor dem Einen wie vor dem Andern als Wegweiser. Giengen sie, gieng der Stern; standen sie, stand der Stern. Weil nun damals in der ganzen Welt Friede war, so blieben auch des Nachts alle Stadtthore offen, und die Bewohner sahen mit Staunen und Schrecken die durchziehenden Heere; denn wegen des Leuchtens des Sternes gleich der Sonne merkte man keine Nacht, und nirgends wurde Halt gemacht, noch Herberge noch Rast noch Speise gesucht, denn die Reise erschien ihnen wie eine einzige nicht unterbrochene Tagereise, bis sie zu Bethlehem in der Krippe bei dem Christkindlein angekommen waren. Wem das und daß sie nicht müde wurden, unglaublich vorkommt, der denke an den Habakuk im alten Testamente, der den Schnittern das Essen auf's Feld bringen sollte, es aber dem Daniel brachte, der über hundert Meilen weit zu Babylon in der Löwengrube saß. Ein Narr ist's, der Gottes Wunder anzweifelt und alles nach seinem dummen Verstande frech messen will, da ja dem Verstande die Gränze gegeben ist, die Gott wollte, nicht wir. Es ist also auch nicht zu wundern, wenn der Weg durch Berg und Thal, Wüsten und Sümpfe sonst gar beschwerlich, ganz bequem wie durch die Ebene gieng, und auch die Thiere, Rosse und Kamele und Mäuler kein Futter noch Wasser nöthig hatten. Nun aber ereignete es sich, etwa zwei Meilen von Jerusalem, daß ein dichter Nebel entstand und der Stern sich verbarg. König Melchior war bis zum Calvarienberge gekommen, wo der Heiland später leiden sollte. Da kamen plötzlich zur selben Zeit durch Gottes Fügung auch die übrigen Könige auf ihren verschiedenen Straßen, König Baltasar aus Saba und Godolien, König Kaspar aus dem Reiche Tharsis, und sie lagerten sich am Oelberge. Der Nebel verschwand nun; allein der Stern kam nicht zum Vorschein. Die Könige und ihr Gefolge erkannten nun einander, und

daß sie alle Drei um des gleichen Zweckes willen gekommen waren. Sie wurden nun gar liebe Freunde, umarmten sich, und ritten in Jerusalem ein; denn in der heiligen Stadt hofften sie den König der Heiligen zu finden. Dort herschte aber ein gar Unheiliger und Fremder, der bekannte Herodes, der spätere Kindermörder. Dieser erschrak sehr, und alle Bewohner von Jerusalem waren auch in Angst; denn der Leute waren so viele, daß ein großer Theil vor der Stadt bleiben mußte und es den Anschein hatte, als ob sie belagert werden sollte. Das Evangelium erzählt deutlich, was Herodes mit den hh. Dreikönigen sprach und was die Schriftgelehrten von Bethlehem erklärten, und wie der falsche Mann die Weisen verleiten wollte, über Jerusalem zurück zu kehren und Bericht zu erstatten. Die Könige machten sich darum auf den Weg nach Bethlehem, und als sie kaum aus den Thoren waren, war der Stern wieder da, und gieng vor ihnen her, bis sie an den Stall kamen, wo das Christkindlein sich befand. Da blieb er stehen, und zeigte mit seinen Stralen auf die ärmliche Behausung des göttlichen Kindes. Zudem hatten die Hirten in der Nähe schon den fröhlichen Bericht abgestattet, wie ihnen der Engel in der heiligen Christnacht erschienen, was er gesprochen und was aus den Lüften gesungen worden, und wie sie das Kind gesehen hätten in einem wunderbaren Lichte, und wegen dieser frohen Botschaft wurden auch die armen Hirten von den reichen Königen würdig beschenkt, und diese ritten nun zuversichtlich in Bethlehem hinein die lange Straße entlang am Berge, an deren Ende der Heilandsstall lag. Als sie sich in ihrer Pracht gekleidet, um als Könige vor dem höheren Könige zu erscheinen, kamen sie bald, wo das dreizehntägige Kind lag, und der Stern senkte sich über die Hütte herab, daß Alles inwendig erleuchtet ward. Dann erhob er sich wieder hoch in die Lüfte, und ein Schein blieb in der glanzerfüllten Christhütte. Die heiligen Könige traten ein, sahen das wunderbare Kind, und das war in geringe Tücher gehüllt,

die jungfräuliche Mutter saß da in einem blauen Mantel, der aber gar nicht kostbar war, und unterstützte mit der Rechten das Haupt des Kindes in ihrem seligen Schooße. Die Könige fielen anbetend nieder, und opferten ihre Gaben, Melchior der kleinste von Gestalt das Gold und wie Einige hinzusetzen, den goldenen Alexanders-Apfel, Baltasar der mittlere den Weihrauch und der Aethiope Kaspar der größte und dazu ein Mohr die Myrrhe, und sie befanden sich wie in einem Glanzmeer. Nach vollbrachter Huldigung wurde Nahrung eingenommen, woran während der Reise nicht gedacht worden war; denn weder Mensch noch Thier hatte Hunger noch Durst empfunden. Nachdem sie gegessen hatten, legten Herrn und Gesinde sich schlafen, und schliefen einen Tag und eine Nacht. Und in der Nacht erschien ihnen der Engel Gottes, und warnte sie vor dem schlimmen Herodes und befahl, auf einem andern Wege heimzukehren. Die Weisen thaten auch also, und zogen zum Euphrat durch die Länder, welche voreinst Holofernes gegen die Juden betreten hatte. Die Rückfahrt war aber nicht wie die Hinfahrt. Alles gieng jetzt menschlich zu. Jetzt mußte man essen, trinken, einkehren, schlafen, Wegweiser und Dolmetscher haben; aber der Heilandsstern war auch nicht mehr da, sondern blieb verschwunden. Wo sie hinkamen, berichteten sie über das göttliche Kind in der Krippe zu Bethlehem, und bereiteten so die Leute auf das Christenthum vor, und ihre Ausfahrt wie Heimkehr wurde in allen Ländern bekannt und nicht mehr vergessen. Wie wunderbar der frühere Wegweiser gewesen, zeigt sich auch aus Folgendem. Waren früher nur dreizehn Tage nach Bethlehem nöthig gewesen, so erforderte die Heimkehr bis zum Berge Vaus jetzt zwei volle Jahre. Herodes wartete indessen auf die Wiederkunft der Weisen, und als er sich getäuscht sah, wurde er, wie jeder Christ weiß, wütend, jagte ihnen mit einem großen Heere nach, hörte aber überall, wie man nur Gutes von den lieben Königen sprach. Als er an die Stadt gekommen war, wo man

die Könige übergeschift hatte, vielleicht dieselbe Stadt, wo auch der jüngere Cyrus über den Euphrat setzte, verbrannte er in seinem Zorne die Schiffe, und er kehrte heim, ohne daß sein Zorn ihm etwas nützte. Weil nun auf dem Berge Vaus der Stern zuerst erschienen war, so bauten die Dreikönige auf dem Gipfel eine herrliche Kapelle zu Ehren des jungen Königs, den sie gefunden, beschlossen auch eine ewige Freundschaft und eine jährliche Zusammenkunft in der Stadt, die am Fuße des Berges lag, und daß sie beieinander begraben würden. Weil sie nun jedes Jahr zusammenkamen, um Gott zu loben, und von dem Kinde predigten, so nahmen vornehme und geringe Heiden bald die Sitte an, in ihren Tempeln einen Stern aufzurichten mit dem Bilde des Kindes darin, und ihm Opfer darzubringen. Im Koran findet man noch den arabischen Stamm Kaiß und andere Stämme, die das Hundsgestirn und andere Sterne verehrten. Auch sind die Sterne, wie es ebenfals im Koran heißt, noch heutzutage dem reisenden Araber Leiter und Wegweiser. Sehen wir wieder zurück zur Krippe, so sagt das Evangelium, wie Maria und Joseph nach Aegypten flüchten mußten, und hier wollen wir auch mit einigen Worten verweilen, um einigen beschränkten Weisen eine kleine Freude zu machen. In der Eile und in ihrem Schrecken vergaß Maria bei der Flucht der Tüchlein, worin das Christkindlein zuerst gewindelt war, vergaß auch ihres Hemdes, und beides blieb in der verfallenen und selten betretenen Hütte liegen. Die Juden hatten nämlich die Hütte, worin der Herr geboren war, aus Haß gegen ihn verrufen, und hätten sie wohl zerstört, wäre sie nicht im Felsenstein gewesen. Kaiserin Helena kam nach Bethlehem, fand die Sachen unversehrt, und hatte eine Menge wirklicher Weisen um sich, die wohl auch ein Urtheil hatten; aber unsere Schulmeister aus der Nähe wissen das Alles besser und sind bei Kleiderverkäufen als Taxatoren zu empfehlen. Bei der Flucht wollen wir auch einiger anmutigen Sagen gedenken. Der Weg nach Aegypten ist eine Sandwüste. Als aber das Christ-

kindlein durchzog, bekleidete sie sich mit Blumen und Bäumen und Grün. Die Bäume verneigten sich und bückten ihre Zweige mit Früchten für den Mund der Wanderer. Nur die Espe allein wollte sich nicht verdemütigen, und muß darum bis auf den heutigen Tag zittern. Die berühmten Rosen von Jericho sind auch in jenen Gegenden zu Hause, und steckt einer sechs Wochen vor Christtag den dürren wurzellosen Stengel in ein Glas Wasser, so kann Jeder sich selber überzeugen, denn er wird am Christtage die Blumen haben. Auch der gute Schächer am Kreuze, dem der Herr das Paradies versprach, war ein Räuberskind aus derselben Wüste, in welcher seiner Eltern Hütte stand. Wie bei dem Eintritte des Herrn in Aegypten alle Götzen zusammenstürzten, wird sogar von Heiden erwähnt. Kurz alle diese und noch mehr hübsche und immer erbauliche Dinge kann man beim Pater von Kochem lesen, der wenigstens einige Zentner unseres Romanenfutters aufwiegt. — Wie es nun weiter mit dem Herrn ergieng, wie er aus Aegypten zurückkehrte, in Nazareth seinen Eltern unterthänig war, dann lehrte, Wunder that, starb, auferstand, und gegen Himmel fuhr, das Alles mag man im Evangelium lesen. Die Apostel giengen dann in alle Welt, und Thomas mußte nach Indien, wo schon durch die hh. Dreikönige der Stern und das Kind in der Krippe bekannt war. Gottes Fügung ordnete es nun so, daß die hh. Könige noch lebten. Sie waren erfreut von Dem zu hören, den sie als Kind gesehen und angebetet hatten, vernahmen sein Wunderleben, seine Auferstehung und Himmelfahrt, und wurden Christen. Als sie wohl unterrichtet, die h. Taufe und h. Firmung erhalten hatten, wurden auch sie vom heiligen Geiste erfüllt, und predigten von Gott, der als Kind zu Bethlehem in der Krippe lag, und von dem sie Zeugniß gaben. Ihre Völker bekehrten sich auf ihr und des Apostels Wort, zudem sie ja auch die Kapelle auf dem Berge Vaus mit dem Sterne und dem Kinde kannten und ehrten, die nun auf die Ehre Christi eingeweiht wurde. Die

Könige wurden auch, da sie unverheirathet waren, vom Apostel zu Priestern geweiht, sogar zu Bischöfen, und so wurde Indien christlich. Der h. Thomas zog nun weiter, denn Indien ist gar weit ausgedehnt, und kam bis an das Weltmeer gen Mittag, wo er als Märtirer starb, und die Portugiesen noch überall von ihm Spuren fanden, so wie auch der h. Franciscus Xaverius, der das war, was wir alle sein sollten, ein Nachfolger Jesu oder ein Jesuit. Die hh. Dreikönige kamen nun unter sich überein, da sie keine Erben hatten und die Fürsten einwilligten, daß sie über ihre Länder einen künftigen Herrn setzten zum Schutze des weltlichen Rechts und der Kirche, über welche die Größen der Erde sich gerne hinwegsetzen. Der Herr sollte aber nicht König heißen noch Kaiser noch sonst, da Gott der Höchste und Allerhöchste bleibt, sondern in rechter Demut der Priester Johannes; denn erstens geht nichts über einen Gesalbten des Herrn oder Priester, und dann war auch Johannes der Evangelist unserm Herrn der liebste Jünger, und außer unserer lieben Frau, der reinen Magd, war nie ein Mensch geboren über Johannes den Täufer. Endlich kam nun auch an die hh. Dreikönige die Reihe, daß sie sterben mußten, denn sie waren gar betagt. Und sie merkten auch ihr nahes Ende, als sie in ihrer Stadt waren, und vor Weihnachten einen schönen Stern sahen, den sie verstanden, aber früher nie gesehen hatten. Sie ließen sich darum ein schönes gemeinschaftliches Grab machen, und am achten Tage nach Weihnachten starb zuerst König Melchior, und war über hundert Jahre alt, man sagt, hundert sechszehn. Die zwei andern Könige bestatteten nun ihren Freund mit großen Ehren. Da starb am fünften Tage später grade auf Dreikönigentag Baltasar, und der übrig gebliebene Kaspar erwies ihm die letzte Ehre, und legte ihn neben den Freund. Endlich hielt auch dieser seine letzte heilige Messe nach dem Beispiele seiner Vorgänger, und starb sieben Tage nachher. Als das Volk ihn mit großen Ehren bestattete, rückten von selbst die zwei frü-

heren Särge auseinander, und nahmen ihren Freund in ihre Mitte, worüber die Ungläubigen den Kopf schütteln können; denn immer wird es in der Welt was Ungewöhnliches geben, woran sich gewöhnliche Köpfe stoßen. Daß Gott die heiligen Könige im Leben lieb gehabt, halten wir für kein Wunder, noch viel weniger, daß ihre todten Leiber ebenfals wirkten, wie die Kleidungsstücke der Apostel, ja der Schatten des h. Petrus. Weil nun so viele von ihren Suchten und Leiden an dem Grabe befreit wurden, so begreift sich, daß es bekannt blieb; denn aus fernen Landen kam man hin, und Leid und Krankheit geht in der Welt nie aus. Man erzählt auch, daß die Leiber in ihren priesterlichen Gewändern so frisch da lagen, als ob sie noch lebten, und mehr den Anschein von Schlafenden, als von Todten hatten. Wie nun später der Teufel Unkraut in den Weizen säte, und grade jene Gegenden bis auf die Zeiten des neuen Religionsstifters Muhammed viele Ketzer hervorbrachten, wollen wir hier übergehen, erwähnen aber, daß seit dieser Zeit die heiligen Leiber bleich und aschgrau wurden, wie andere Todten und zu Staub zerfielen. Auch die Stadt, wo sie lagen, nahm sehr ab an Reichthum und Glück und Glauben. Genug der fürtrefliche große Kaiser Konstantin nahm mit dem römischen Weltreiche das Christenthum an, und deswegen mögen ihn die Ungläubigen nicht leiden, und werfen Dreck und Steine auf ihn, obgleich sie christlich getauft sein wollen. Seine Mutter, die Kaiserin Helena, besuchte das heilige Land, und hatte eine Freude daran, mit ihrem kaiserlichen Beutel Kirchen, Kapellen und Klöster zu bauen auf jedem Flecke, der durch ein heiliges Andenken an den Erlöser und seine Geschichte ihr denkwürdig erschien. Sie suchte auch emsig alle Reliquien jeder Art auf, und fand, wofür die glaubwürdigsten Zeugnisse da sind, das heilige Kreuz und die Nägel, baute auch eine schöne Kirche darüber auf dem Calvarienberge, fand ebenfals zu Bethlehem das Hemd und die Tüchlein der Einwindelung und baute wieder eine Prachtkirche. Das Alles

kam nach Konstantinopel, und unter Karl dem Großen kamen viele von diesen Heilthümern nach Aachen, wo sie noch gezeigt werden. Auch zu Nazareth, auf dem Berge Thabor und anderwärts that sie viel Gutes in Bauten und Stiftungen. Was uns aber hier vorzüglich angeht, ist das, daß die Kaiserin Helena auch hier wieder die Hauptrolle spielt. Sie erfuhr, wo die hh. Dreikönige begraben lagen, aber Einen, den h. Kaspar hatten die irrgläubigen Nestoriner oder Nestorianer auf die Insel Cyriskulla (Skulla hieß auch die Dreikönigenstadt) gebracht, und gedachten ihn im festen Schlosse festzuhalten, und jeder Gewalt zu trotzen. Nun hat zwar das Volksbuch hier einen gewaltigen Schnitzer gemacht; denn die Kaiserin Helena lebte im vierten Jahrhundert, Nestorius aber erst im fünften; denn er folgte im J. 428 dem Sisinnius als Patriarch von Konstantinopel; allein die Volkssage kümmert sich wenig um gelehrte Dinge, und hält auch noch jetzt an ihrem Glauben fest, da nichts am Namen, Alles an der Sache gelegen ist. Fahren wir also mit dem Volksbuche fort, so bewirkte die Kaiserin durch Güte, daß ihr der dritte h. König auch übersandt wurde, und sie also alle Drei wieder beisammen waren, wie zu Bethlehem. Dafür gab sie den Leuten aber einen andern theuren Schatz, der ihnen schon zweimal entrissen worden war, und Köln wird in Geduld abwarten müssen, ob die Weissagung sich erfüllt, und die Gebeine des h. Thomas den Nestorinern zum dritten Male entrissen werden und nach Köln wandern, vielleicht in die frühere Thomas-Kirche, die jetzt dem Dom südlich gegenüber einen Theil des erzbischöflichen Museums ausmacht. Die Kaiserin zog nun frölich mit ihren Reliquien nach Konstantinopel zu ihrem Sohne Konstantin dem Großen, und alle Geschichtschreiber stimmen darin überein, daß diese fromme Hauptstadt eine wahre Reliquienstadt war. Der genannte Konstantin hatte sie gar klug und vorsichtig nach dem Vorbilde des italiänischen Roms angelegt, nicht in Griechenland, wie man mißbräuchlich sagt, sondern im thrazischen Lande. Und dazu hatte er gar

wichtige Gründe. Erstens lag die Stadt äußerst wohlgelegen für Handel und Zölle auf dem damaligen Welthandelsmeere, dem schwarzen. Zweitens war er nur einen guten Büchsenschuß von der asiatischen Küste entfernt, der Uebergang nach Persien also leicht, womit die Römer damals fortwährend Krieg hatten. Drittens war jene Gegend, wie der h. Hieronymus ihr Kenner bezeugt, damals durch die vielen frühern Verwüstungen ziemlich wüste an Menschen ja an Thieren, und da der Kaiser sich um seine künftigen Wohnung etwas kümmerte, so wurde sie von Anfang an ganz christlich, wußte nichts von Götzentempeln, die allerdings zu Byzanz vor der Zerstörung da gewesen waren, hatte also mit den Heiden keine Last noch Streitigkeit. Endlich mag auch ein vierter Grund mitgewirkt haben. Der Kaiser sagt nämlich selbst in seinen Werken, die wir griechisch und lateinisch noch besitzen, er habe es für unschiklich gehalten, im alten Rom der Weltkaiserstadt zu bleiben, weil dort der himmlische Machthaber wohne, der irdische Kaiser aber nicht die zweite Violine spielen wolle. Nun giebt es aber Leute, die dem großen Redner Demosthenes gleichen, für den der Buchstabe R gar verdrießlich war, und leider beginnt Rom mit dem bösen R. Also muß diese Freigebung der Stadt Rom als freie Reichsstadt, meinetwegen die Schenkung Konstantins als falsch, unächt, erlogen (zu welchen Zwecken?) mit allen Kräften bestritten werden. Zwar sind die Beweise, wie in manchen Kammern, Redensarten der Leithämmel, denen die Schafe nachblöcken; aber ich frage dann nach einem andern Räthsel: wie kommt es, daß Konstantins Verordnung wirklich in Ehren gehalten ward, und kein Kaiser mehr in Rom wohnte, obgleich er das leichter konnte, als der Gott-sei-bei-uns, auf Hebräisch Emmanuel. Jedoch lassen wir die Gelehrten sich herumbeißen, und wenden uns wieder zu unsern Heilthümern. Das ganze Volk empfieng sie mit Freuden und Ehren, und sie wurden in dem weltberühmten St. Sophienmünster beigesetzt an der Marmorsäule mit einem Kaiserbilde zu Rosse.

Ob die Reliquien später vernachlässigt wurden, weiß ich nicht zu sagen. Europa hat grade aus Konstantinopel viele Reliquien später erhalten. Karl der Große bekam dorther Vieles, was jetzt zu Aachen ist; die Kreuzesnägel und der ungenähte Rock fließen aus derselbe Quelle, auch die Dornenkrone, welcher der heilige König von Frankreich die heilige Kapelle errichten ließ, und eben so kamen auch die hh. Dreikönige fort nach Mailand. Wie hoch man solche Schätze ehrte, zeigt ein rheinischer Ritter mit Namen Heinrich von Uelmen, der sich gar kein Gewissen draus machte, bei der Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner im J. 1204 Reliquien aus der Sophienkirche zu — stehlen. Die Uebertragung nach Mailand, dessen Geschichte, wie schon Leo (Gesch. Ital. III) sagt, grade um diese Zeit ziemlich durch die Partheien, gefälscht worden, soll folgende Veranlassung gehabt haben. Der erste Bischof dieser Stadt hieß Eustorgius, wie schon der h. Ambrosius bezeugt; aber auch ein späterer trug denselben Namen. Nun soll Kaiser Mauricius (auch andere Namen werden genannt) einem spätern Eustorgius verpflichtet gewesen sein wegen seiner guten Dienste und seines guten Rathes. Er schenkte darum die hh. Dreikönige dem Bischofe, und so kamen sie nach Mailand, und blieben daselbst, bis der Hochmut zu Falle kam. Mailand nämlich war nicht nur eine alte Stadt, sondern gewaltig durch Handel und Reichthum, ja das Haupt aller lombardischen Städte. Unter Friedrich Rothbart, der noch im Kyffheuser auf die Einigkeit Deutschlands wartet, wagte es sogar, dem Kaiser offen ins Angesicht zu trotzen. Kaiserliche Majestät war aber nicht danach geartet, solcherlei zu dulden, ja er merkte schon, was man nicht zu merken scheint, daß man Städte nicht zu groß werden lassen darf; denn sie werden leicht die Herrn ihrer Herrn und ihres Landes und der Sammelplatz aller Schlechtigkeit. Ein fürchterliches Gericht ergieng, Mailand verschwand von der Erde, nur seine Kirchen blieben stehen. In der Vorstadt lag nun die Kirche des h. Eustorgius, ersten Bischofes von Mailand,

und in ihr befanden sich die hh. Dreikönige. Kaiser Friedrich schenkte sie dem Erzbischofe von Köln, Reinald, der ihm Freund, Rathgeber, Kanzler, Gehülfe, fast könnte man sagen, Leiter seines Ehrgeizes war, und dieser brachte sie wie schon gemeldet ist, 1164 am 23ten Juli nach Köln. Man erzählt auch noch andere Sagen, wie das bei großen und kleinen Begebenheiten so oft geschieht, z. B. daß eine Frau gleich den treuen Weinsberger Frauen die hh. Leiber verrathen, um auf ihren Schultern das Leben des Mannes zu retten, der den Kaiser eben so sehr haßte, als dieser ihn; jedoch darüber können wir weggehen. Zu Köln stand noch der alte hildeboldsche Dom, und Reinald konnte an keinen neuen denken; denn er starb gar bald. Sein Nachfolger Philipp von Heinsberg hatte auch so viel an der neuen Ringmauer zu bauen und sonst zu schaffen, daß ihm das alte Münster genügte. Nachdem aber dieses unter Konrad von Hochstädten abbrannte, meinte der große Bischof, seine Schätze reichten hin, und das Werk wurde unternommen, das nach siebenhundert Jahren jetzt unter Preußens Königen fertig gemacht wird. Indeß auch unvollendet blieb der Dom das Wahrzeichen unseres Köln, der Hebel seiner Größe, die Seele seiner Bedeutsamkeit. Die Dreikönigskronen wurden der Stadt Wappen, der Domkrahn ihr Wahrzeichen und Gottesfinger, der goldene Stern auf der Chorwand gegen Westen ihr Leitstern. So lange Köln fromm blieb, und nicht nur sich heilig nannte, sondern auch war, blieb es in Blüte; als es aber Gott verließ, wurde es von Gott verlassen, obgleich das die Leute nicht glauben, denen Waarenballen, Schifswerfte und dergleichen wichtiger erscheinen, als Kirchen. Ob der Stern, der einst auf dem Berge Vaus sichtbar stand wie auch über unserer im vorigen Jahre abgerissenen Chorwand, jetzt unsichtbar über unserer Stadt steht, weiß ich nicht; aber daß der Herr sie in Schutz nehme mit seinen heiligen Königen, ist wohl ein Gebet, das Jeder nachsprechen kann. — So ungefähr erzählt das Volksbuch nach Simrock.

Zwölftes Capitel.

Das alte Volksbuch nach Zingerle.

Es giebt im braven Tyrol zwei brave Leute, die heißen Zingerle Pius und Ignaz Vincenz. Pius hat „Harfenklänge vom Libanon aus dem Syrischen“ und manches andre Büchlein uns geschenkt, das braven, gescheidten, auch gelehrten Leuten zu empfehlen wäre, wenn es sich nicht von selbst empfähle. Ignaz Vincenz ist für Köln dadurch merkwürdig, daß er aus einer alten Handschrift „von den heiligen drei Königen“ ein kleines Büchlein herausgegeben hat, das mit dem Vorworte nur zehn Blätter faßt, worin aber mehr steht, als in manchem dicken Buche. Die Dreikönigen-Legende stimmt im Ganzen so ziemlich mit der Erzählung des Volksbuches nach Simrock. Indessen bringt er manche gar anmuthige Sage, und Anderes, das der Mittheilung werth ist. Wir haben nicht nöthig zu beweisen, daß Sagen keine Glaubensartikel sind, wenn auch die Platten sich die unfruchtbare Mühe geben, sie zu bekämpfen oder wie sie meinen uns Dummköpfe aufzuklären; allein der dichterische Geist des Volkes erfreut sich noch wie früher seiner lieblichen Sagen, und deren hat Zingerle mehrere, die sich bei Simrock nicht finden. Nachdem er auch anerkennt, daß Köln den hh. Dreikönigen und den Pilgerfahrten seinen Reichthum, Größe, Ruhm, Macht und Ansehn verdankt und für Deutschland eine Bedeutung erhielt, die Compostella für Spanien hatte, erzählt er ungefähr wie das andere Volksbuch. Den Berg Vaus aber nennt er Victorialis d. i. Siegesberg, und diesen Namen kennt auch Albertus Magnus, der bei der Grundsteinlegung des Domes 1248 gewiß mit dabei war, nennt ihn in seiner nach Sitte lateinisch niedergeschriebenen, aber zweifellos deutsch gehaltenen Dreikönigspredigt, die man in der Geschichte dieser glorreichen Könige (Historia gloriosissimorum trium Regum) Köln bei Quentel im Jahre 1514 abgedrukt finden kann. Das Wort Vaus aber,

meint Zingerle mit Grund, daß es aus dem berühmten Namen Kaus oder Kaukasus entstanden sei. Dieses Gebirge durchlief nach der Meinung der Alten einen sehr großen Theil Asiens, von Iberien, jetzt Siberien, an; namentlich aber trennte es Indien, von welchem auch Griechen und Römer ja die Perser wunderbare Sagen hatten. — Dann heißt es: als der Heiland in der Nacht geboren ward, die wirklich die Welt und alle Menschen darin weihte, sahen die drei Könige Caspar, Melchior und Baltasar den neuen schönen, nie gesehenen Stern, und im Sterne stand eine schöne Jungfrau, die hatte ein Kind im Arm, und das Kind hatte ein gülden Kreuz an der Stirne. Zur selben Stunde aber, als es geboren ward, geschahen wie Theophilus spricht, viel Zeichen auf der Erde, und es regnete Honig über die ganze Welt. Der Honig hat aber seine gute Bedeutung, wie der gelehrte Sepp nachweist; denn er bedeutet das honigsüße Manna oder die künftige Paradiesesspeise. Das gelobte Land, Vorbild des zukünftigen Lebens, ist daher das Land, wo nach der Schrift Milch und Honig fließt, und die Juden machten in der Osterwoche Honigkuchen, und Johannes der Täufer nährte sich in der Wüste von wildem Honig, Honig giebt auch Weisheit und sonstige gute Gaben, weshalb man auch den Täuflingen in alter Zeit an einigen Orten, wie Mabillon berichtet, Honig auf die Lippen gab, gleichsam als Versprechen der ewigen Seligkeit in dem gelobten Lande Jenseits. Auch erzählt man sich noch sonst Wunderbares, und ich will es nacherzählen. Aus der Arche Noe, die auf einem Berge, Ararat geheißen, sitzen blieb, wuchsen, als der Heiland geboren ward, drei rothe Hölzer, und zwei davon brachten Blüten. Nicht minder berichtet ein altes Buch, daß zur selben Stunde in Rußland ein gewaltiger Hagel fiel und darunter ein großes Eis in Gestalt einer Jungfrau mit dem Kinde auf dem Arme, und es trug eine schwebende Krone auf dem Haupte. Die Krone war aber auch von Eis, und verging nicht an der Wärme des Sonnenscheines; aber das Eis der Jungfrau verging,

auch das Kindlein, und so hielt man die Krone in großen Ehren. Sie bedeutet nämlich, daß unser Herr an der Menschheit verging und starb, aber an der Krone, seiner Gottheit nie verwandelt ward. Noch ein Anderes von den hh. drei Königen. Der erste König hatte einen Strauß, der zog aus zwei Eiern ein Lamm und einen Löwen. Das Lamm bedeutet das geduldige Lamm Gottes, welches da trägt die Sünden der Welt und den Mund nicht öffnet bei dem Schlachtopfer; der Leu bedeutet den Leuen vom Stamm Juda, der uns Alle lebendig gemacht hat und vom ewigen Tode errettet. Vom Leuen nämlich ging die alte Meinung, daß das Junge todt zur Welt komme, aber am dritten Tage naht der Vater, haucht das Junge an und es wird lebendig, wie der Herr am dritten Tage vom ewigen Vater aus dem Grabe erweckt wurde. Der zweite König hatte einen prächtigen Zederbaum in seinem Garten, der wuchs höher als die Berge ringsum. Und als der Heiland geboren wurde, da flog ein Vogel auf den Baum und sang mit menschlicher Stimme wie das bekannte Christlied: Ein Kindlein uns geboren ist von einer reinen Magd. Bekanntlich, christlicher Leser, kommen in unsern alten Liedern oft wunderbare Vögel vor, die reden wie die Menschen, z. B. in der Sage von St. Oswald, auch von Kaiser Karl, der in seinem Kriege gegen die Heiden sich im Walde verirrt hatte und durch den Vogel wieder auf die rechte Straße kam. Glaubst du nicht daran, so denk' an die vielen losen Vögel, die in unsern Kammern sitzen und reden beinahe als ob sie Verstand hätten. Der dritte König hatte eine Frau (sonst gelten die hh. Dreikönige für unvermählt), und diese gewann ein Kind in der Christnacht, und das Kind konnte gleich sprechen und sagte, daß das göttliche Kind zu Bethlehem nach dreiunddreißig Jahren sterben würde, wie es selbst nach dreiunddreißig Tagen. Und also geschah auch. — Auch erzählt das Zingerlebuch, weil die frühere Zeit das Alter ehrte, so habe der jüngste König ein großes Verlangen gehabt, älter zu sein, blos um zuerst dem Christ-

kinde opfern zu können. Sein Verlangen wurde von Gott gewährt, und da er gleich ganz grau wurde, ließen die andern Könige ihn zuerst zum Opfer gehen. — Vom h. Eustorgius sagt dasselbe Buch, daß er der erste Bischof von Mailand in den Jahren 315 bis 331 gewesen; aber der gleichnamige, der die hh. Dreikönige gewann, habe zwar nicht unter Emmanuel oder Manuel oder Mauricius gelebt, sondern unter Kaiser Anastasius dem Ersten, der 491 — 518 lebte, und in dessen Zeit der zweite Eustorgius fällt. — Von der Einfahrt der hh. Dreikönige in Köln ist auch die Rede, und das Tyroler Buch erzählt, wie sie zum Thore eingebracht wurden. Nun gab es aber damals kein Thor am Baien noch an den Zwei-Stübers-Bogen, die man närrisch genug für eine Brücke Constantins ausgeschrieen hat, und schwerlich wird es auch eine jetzige Dranggasse gegeben haben. Aber dafür haben wir, wie oben besprochen worden, am alten Zehnpfennigshause nahe bei der Dranggasse (jetzt Trankgasse geschrieben) den alten Frankenthurm mit seinem vermauerten Thore. Der Tyroler bemerkt hiebei: als man die Heilthümer zum Thore hinein führte, da war ein kleines Kindlein, das war nur dreißig Tage alt. Das redete alsbald beim Eintritte zu dem Thore: da man sie einführt, da wird man sie auch wieder ausführen. Darob erschraken die Bürger sehr, und daß es nicht geschehe, so vermauerten [1]) sie das Thor. Noch andere wunderbare Geschichten sind in dem Büchlein zu lesen, nämlich wie einem Könige von England durch den Dreikönigenstern ein großer Schatz zu Theil ward; allein wer Lust zu Gleichem hat, der kaufe sich das Zingerlebüchlein, und ich schließe hiemit.

---

1) Nach Histor. Beschr. der stadtk. Colleg. (S. 32 f.) muß es auch noch im J. 1771 am Baien ein gemauertes Thor gegeben haben. Dort hatte der Rath, aber wohlbemerkt im J. 1734 ein Bild sammt Inschriften setzen lassen, die im J. 1784 bei dem fürchterlichen Eisgange sammt der Stadtmauer an dieser Stelle verschwanden.

Dreizehntes Capitel.

Fortsetzung des Domes und sein Stillstand.

Angedeutet habe ich schon im eilften Abschnitte, wie das heilige Köln durch den Besitz seines geistlichen Schatzes gleichsam ein deutsches Rom wurde, von der türkischen Grenze, ja von Asiaten bepilgert, die Reichthum in die Stadt brachten. Schon zur Zeit des Kreuzzuges gegen Damiette stand sie schon so glanzvoll da, daß Oliverius der Augenzeuge jener Tage von ihr sagen durfte: Köln hat an Schiffen, Kriegsmannschaft und sonstiger Beisteuer mehr gethan, als das ganze römische Reich. Indessen wie alles Menschliche steigt und fällt, wächst und vergeht, also ergieng es auch in dem folgenreichen fünfzehnten Jahrhundert, besonders in seiner zweiten Hälfte. Das Pulver warf die Ritterwelt, der Bücherdruck die alte Geisteswelt, der Türke Constantinopel und sein morgenländisches Kaiserthum nieder; die Entdeckung von Amerika und des Weges nach Ostindien brachte eine neue Welt zur alten; vorzüglich aber zankte man sich viel zu Pisa, Constanz, Basel und Florenz; die Geister geriethen in böse Gährung, Wiklef und die Hussiten waren Vorboten des künftigen Völkerhaders, und den heiligen Glauben untergruben vorzüglich die Zwerglein, die um das Reich des Cicero besorgter waren, als um das unseres Herrn. Man nennt sie gewöhnlich die Wiedergeburt des sogenannten klassischen Wesens, deutlicher gesprochen des Heidenthums, und sonderbar genug entwickelte sich diese Krankheit zuerst in Italien, wohin noch viele Leute reisen, um dort zu werden, zu welchen man nur g e b o r e n wird, zum Künstler. Vornehm thun und gelehrt ist eine gefährliche Männermode, und die Höhen verstehen selten, wie gefährlich es ist, wenn der Frost in's Thal fällt; denn es giebt zwar Blumen, aber von Eis. Der gewaltige Dante zog sich schon den Tadel der gelehrten Vornehmheit zu, weil er sein ewiges Werk in der V o l k s- und nicht in der Gelehrtensprache

geschrieben. Petrarca hoffte auf ewigen Ruhm wegen seiner lateinischen Gedichte, und erlangte die Unsterblichkeit grade durch die Kleinigkeiten, die er in der gemeinen Sprache geschrieben hatte. Schon Papst Pius der Zweite (saß von 1458 bis 1464) der auch Köln kannte, rühmte und bewunderte, konnte sagen, daß die Welt sich vercicerote, und es ist immer schlimm, wenn die geistigen Leiter außerhalb dem Volke sich stellen. Zugleich kam um dieselbe Zeit die Liebhaberei für das arme vertürkischte Griechisch hinzu, und die Geisterspaltung war schon da vor der Kirchenspaltung. Statt der heiligen las man jetzt die heidnischen Bücher, und das ging fort bis auf unsere Tage, die noch des Quarks nicht los werden will, obgleich das Volk von Nymphen, Merkuren und ähnlichen heidnischen Dingen gar nichts versteht. Am härtesten aber wurde die christliche Kunst betroffen, namentlich die der Dome, und das beste Beispiel bietet der Dom von Mailand, der in unserer gothischen Bauweise begonnen, in der heidnischen vollendet ward mit einer ägyptischen, oder auch römischen Kopfkrinoline, die man Kuppel nennt. Köln machte auch die Mode bald nach, wie sein Rathhaus und die südliche Inschrift darauf beweist; aber ein tüchtiger Kern widerstand doch noch lange, vorzüglich die kölner Hochschule, die sich daher von wahrhaftigen längst vergessenen Dunkelmännern verhöhnen lassen mußte, unter denen der vielgepriesene, weniggelesene, von seiner eigenen Familie verachtete Raufbold Ulrich von Hutten stand, der an der Krankheit starb, die unter ehrbaren Leuten nicht genannt werden darf. Jedoch ist es zu traurig, diese Zeit genauer zu schildern, in der unser Vaterland starb, ehe es 1806 begraben ward. Köln hatte seine Handels- aber nicht seine Geistesblüte erreicht, die Pilgerfahrten dauerten noch fort, und zwei berühmte Pilger kann ich nennen, deren Reisebücher vom verdienstvollen literarischen Verein zu Stuttgart herausgegeben sind. Sie sind der böhmische Herr Leo von Rozmital (reiste 1465—1467) und Philipp von Vigneul-

les aus Metz, das damals noch zum deutschen Reiche gehörte. Es ist begreiflich, daß der Zudrang sich verringerte, als wir in Alt- und Neugläubige uns theilten, und die Wallfahrten ein Gegenstand des Hohnes wurden, obgleich die alten Heiden, Griechen, Perser, Inder sie auch hatten; denn nichts ist begreiflicher, als daß man gerne Oerter besucht, wo Liebes, Merkwürdiges oder Heiliges begraben liegt. Indessen wer kann gegen den Zeitgeist an, auch wenn er ohne Folgerichtigkeit des Denkens und Handelns sich selber Ohrfeigen giebt? Die Wallfahrten heißen einmal Mißbrauch und entsittlichen das Volk, obgleich die Entsittlichung noch keiner gemerkt hat, als Augen, die eben selbst nicht für sehr sittlich gelten können. Die Geschichte kennt statt Wallfahrten Ballfahrten unter dem fünfzehnten Ludwig und andern Herrn, die tausenden Köpfen und Herzen das Leben und mehr kosteten. Viel wäre hierüber zu sagen; aber wir haben es mit dem Dom zu thun. Giebt es Leute, die Alles der Kirchenneuerung auf die Kappe schieben, auch den Untergang der Münsterbaukunst, so haben sie vollkommen Unrecht. 1517 trat Luther auf, und 1509 setzte man im Nordschiffe die gebrannten Fenster ein, ja schon 1508 baute man die Pfarrkirche, die wir noch Alle gekannt haben, und die bei keiner Stiftskirche fehlen darf, den Pesch auf der Stelle des jetzigen Nordportales. Pesch, wie es noch auf dem Lande heißt, ist ein grüner Wiesenplatz, und also lagen auch nicht einmal wie jetzt Bausteine dort, sonst hätte er eben nicht grün sein können. Zudem ist auch an kunstreiche Steinmetzen der früheren Zeit nicht mehr zu denken, vielmehr an zünftige Handwerker, die zu Zeiten wie beim Pantaleonsbau nach Sotzmann (Anton von Worms) Stänkereien zu machen verstanden, aber wenig Löbliches. Was in Köln geschah, geschah auch in Frankreich, England und anderwärts, und die gothische Kunst schlief ein, um in unsern Tagen trotz Lord Palmerston wieder zu erwachen. Zwar vergaß nun Köln seines Domes nicht ganz, ja bei jedem Testamente ver-

machte man ihm eine Turneser; aber was ist das viel?[1]) Ein Tröpflein in den Rhein, und man wird nicht viel von der Wahrheit abirren, wenn man sagt: es geschah für ihn so gut wie gar nichts. Ja man mußte sich sogar Glück wünschen und Gott danken, daß nichts Bedeutendes geschah, denn die eingerissene Baukunst war der Art, daß höchstens eine Verunstaltung des ehrwürdigen Gebäudes erfolgt wäre, wie dann noch mehrere vorhandene Denkmäler von der Mißbildung der sogenannten gebildeten Zeit Zeugniß ablegen. Indem ich dieses obenhin erwähne, geschieht es nicht darum, als ob ich dem Unfuge huldigte, der aus allen gothischen Kirchen alles Ungothische entfernt wissen möchte und so die wichtigen Denkmäler oft zerstört. Vor der gothischen Zeit verstand man auch, Gott in Kirchen anderer Bauart zu ehren, nach der gothischen Zeit geschah dasselbe, und am Ende ist jede Zeit berechtigt, sich selbst in Wahrheit darzustellen, und ich wüßte Niemanden, der dieses Recht bestreiten könnte, wenn er nicht seinen Nachkommen selbst die Waffen in die Hände liefern will, ihn selber zu bekriegen, und die Werke des Ehrfurchtslosen ebenfalls ehrfurchtslos zu zerstören oder umzumodeln. Selbst also, wenn die neue Dreikönigenkapelle, über welche ich im Domblatte ausführlich gesprochen, unter der Vierung mit dem Lettner zu Stande käme, müßte nach meiner Ansicht die jetzige schon aus Dankbarkeit gegen einen edeln Fürsten beibehalten werden, denn Abreißen ist leicht, und Köln kann darin Wunder aufzeigen, z. B. die denkwürdige Quirinus-Kapelle aus dem vorigen Jahrtausend hat der Unverstand ohne Schonung einfach niedergerissen, und wirklich eins ihrer gewöhnlichen Kunstwerke zu Stande gebracht, eine Straße so grade wie eine Latte. Alaaf Köln! Bekanntlich hatten unsere Vorfahren die Absicht und sie wird von vielen Ge-

1) Ein Blaffert, wie auch das jüngere Geschlecht ihn noch kannte, betrug drei Stüber. Der Westphalenkönig Joachim ließ neue, aber schlechte schlagen; allein das Volk lachte und setzte die Juchemer schon am ersten Tage auf zwei Stüber herunter.

schichtschreibern erwähnt, den Dreikönigenkasten in der Kapelle gerade vor dem Choreingange in der Mitte des Querschiffes, der sogenannten Vierung aufzustellen, und diese Willensmeinung spricht auch ein Domchronist des siebzehnten Jahrhunderts aus, dessen Handschrift sich im Besitze des Herrn Selb befindet, der wiederholt mir versprochen hat, sie an die rechtmäßige Stelle, ich meine den Dom, wieder abzugeben. In derselben papiernen Handschrift findet sich auch, wie im Domblatte zu sehen, der Meister Nicolaus Niehof, der 1572 die jetzige Orgel erbaute, wie auch unser fleißige Merlo aus derselben Selb'schen Handschrift schon früher erwähnt hat. Sonst weiß ich aus diesem Jahrhundert nichts Denkwürdiges, was unsern Dom angeht, außer daß 1598 Hermann Crombach zu Köln geboren wurde und lebte. Ich nehme Anstand, ihn der gebildeten Welt zu empfehlen, denn er war ein — Jesuit, aber gelehrt nach damaliger Weise, welche lieber in Meßbuch- als Taschenbuchformat schrieb. Ueber den Dom hat er Alles, Kleines und Großes, in seiner „Geschichte der drei heiligen Magerkönige" gesammelt, und wer Köln lieb hat, wird auch ihn lieb gewinnen; denn Jesuiten d. h. Nachfolger Jesu sollen, wie nicht genug betont und wiederholt werden kann, ja Alle sein, sogar die Nichtkatholischen. Das folgende oder siebzehnte Jahrhundert war für unseren Dom auch kein erfreuliches, für Deutschland aber ein so entsetzliches, daß die Erinnerung in der Geschichte schon Schauder einflößt. Wir brauchen nur das Wort: Dreißigjährigen Krieg auszusprechen, um gerechtfertigt zu sein. Deutschland wurde damals, also lange vor Napoleon dem Ersten ein Knecht Frankreichs, welsche Sprache die der vornehmen Welt, die ehrbare deutsche Frau Madame und so weiter, was sich denken läßt, denn wer von sich und seinem Volke läßt, ist wenigstens niederträchtig. Halb klassisch, halb italiänisch drang mit der französischen Hofbildung auch die französische Kunst ein, über welche seit Paul Courrier die Franzosen jetzt selbst spot-

ten. Das Jahr der größten deutschen Schmach 1648, in welchem der dreißigjährige Krieg endete, war vorbei, und im Jahre 1652 bestieg Max Heinrich von Baiern den erzbischöflichen Churstuhl. Baiern ist überhaupt seit Ernst von Baiern vielfach und ehrenvoll in die Geschichte und Denkmäler Kölns eingeschrieben. Schon Erzbischof Ernst war ein Baierfürst als Nachfolger des Gebhard Truchseß, dem seine Liebe zu Abtissin Agnes von Mansfeld schlecht bekam. Sein Nachfolger Ferdinand war ebenfalls ein Baierfürst, und lebte im dreißigjährigen Kriege, gleich seinem vielverschmähten und nun gerechtfertigten Landsmanne Tilli Gott, seinem Glauben, dem deutschen Vaterlande und dem Kaiser treu ergeben. Auf diesen folgte wieder ein Baierfürst Maximilian Heinrich. Crombach erzählt, wie gleich am zweiten Tage seiner Einführung bei der Hochmesse im Dome der Landgraf Ernst von Hessen und seine Gemahlin Eleonore Gräfin von Solms in die katholische Gemeinschaft zurücktraten, und da er hiebei einen Kupferstich giebt, so scheint uns diese Thatsache für den Dom merkwürdig. Auch hielt Maximilian Heinrich die bekannte Diöcesan-Synode, die letzte, wie ich glaube, bis auf unsere Tage, welche unter dem Titel Decreta et Statuta Dioecesanae Synodi Coloniensis, 1667 beim Buchhändler Busäus gedruckt, und die durch wilde Zeiten zerrüttete Kirche wieder ordnete. Dieser mannfeste, gelehrte und freigebige Fürst hatte zwar mit dem damals noch mächtigen Köln manchen Span; aber er hatte seinen Dom lieb, ja er soll im Sinne gehabt haben, ihn ganz auszubauen. An der Durchführung dieses Riesenwerkes aber hinderte ihn die Kriegsnothwendigkeit gegen Ludwig den vierzehnten von Frankreich. Ein bedeutendes Werk schenkte er dennoch unserm Dome, die jetzige Dreikönigenkapelle. Bisher hatte man den Reliquienschrein blos hinter einem Gitter geborgen, und vielleicht war nichts in dem Chörchen, als die reich vergoldete Bronce, darstellend die Anbetung der hh. Könige, ein Werk von 1516, schon im sogenannten Cinque-Centisten-

Styl, geweiht von Jakob von Croy, Herzog von Cammerich (Cambrai) und Probst im Münster zu Bonn. [1]) Maximilian Heinrich ließ die jetzige Kapelle erbauen, und ist sie auch ein Beweis dafür, wie die alte Münsterbaukunst sich in neue Gleise verlaufen hatte, so hat das Werk doch nach dem Standpunkte seiner Zeit aufgefaßt, seinen ächten Werth, und ich meine, dem Kölner vorzüglich gezieme beim Gedanken an seinen Dom die Pflicht der Dankbarkeit. Zugleich bezeugt dieser Bau, daß an eine Vollendung des Domes und die Versetzung der heiligen Leiber unter den Stern der Vierung nicht mehr gedacht wurde. Auch bemerken wir hier beiläufig, daß 1633 der silberne Engelbertus-Kasten unter dem Baierfürsten Ferdinand gefertigt und in dem neuen Altare beigesetzt wurde, welcher daher noch jetzt namentlich auf der Ostseite sein Jahrhundert an der Stirne trägt. Aegidius Gelenius der Lobredner von Köln, seinem Dom und seinen übrigen zahlreichen Kirchen lebte um diese Zeit (im J. 1645 erschien sein bekanntes Werk). Von jetzt an haben wir über den Dom nur Betrübendes zu melden, Kölns Erzbischöfe wurden immer mehr und mehr in die Verwicklungen mit Frankreich und in seine Bildung und Aufklärung hineingezogen, nicht minder der ehrsame Rath, nur war letztere noch nicht wie heute in den Bürgerstand und auf die Bierbank herabgestiegen, die es mit den Ladenburschen und ihres Gleichen für den Höhepunkt aller Bildung hält, etwas Französisch zu plappern oder gar eine wälsche Zeitung oder Eugene Sue oder jetzt Renan zu lesen. Die Folgen traten auch bald zu Tage. Man braucht nur im kölnischen Kalender bis 1794 zu lesen, um zu sehen; wie man damit groß that, die Kirchen zu verschönern, eigentlich zu verwüsten und zu verunstalten. Das hohe Domkapitel, deren Namen in den Kalendern verzeichnet stehn, meinte, Künstler aus Italien, die ein Brühler Schloß

---

1) Nach Bäcker S. 71 war er auch Bischof.

bauen könnten, wären auch die rechten Leute, den mittelalterlichen Dom zeitgemäß und fortschrittlich (ein herrliches Wort ohne Inhalt!) umzubilden, und so wurde vieles Geld für schlechtes Zeug verschwendet, und das geschah am Ende der sechsziger Jahre, wie noch die Zahl 1769 auf dem Chorgitter beweist. Um nur das Hauptsächlichste zu erwähnen, so wurde 1) der ältere Altar durch das jetzige salomonische Siebensäulenzelt ersetzt, 2) das schöne Tabernakel im Osten des jetzigen erzbischöflichen Stuhles niedergerissen und in den Rhein gekarrt, 3) die drei kunstreichen Ministrantenstühle gegenüber dem erzbischöflichen Sitze ebenfals niedergerissen so wie auch die gothische Einfassungsmauer, die in St. Mergen (die Gelehrten sagen lieber Maria im Capitol!) noch besteht; 4) das vortrefliche Odeon mit seinen kerzentragenden Engeln niedergerissen und durch modische hölzerne Sängerpulte ersetzt; 5) das Denkmal des edeln von Gennep an der voriges Jahr verschwundenen Glasthüre niedergerissen, und da große venetianische Scheiben noch am Anfange dieses Jahrhunderts eine Seltenheit waren, so mag man mit stolzem Selbstgefühle diesen wirklichen Fortschritt zum Unsinn bewundert haben, besonders da die Lichtfreunde auch die gebrannten Fenster im Laufgange [1]) zerschlagen hatten. Was aber beinahe unglaublich erscheint, wenn nicht alle Augen es vor wenigen Jahren gesehen hätten, ist, wie die Italiener im Muttergotteschörchen gewirthschaftet haben, in welchem sich noch zu unserer Zeit ein Hubertus und ein Dreikönigen-Altärchen bei dem Grabe des Cunerus Petri (Hartzheim Biblioth. Colon. p. 68) befanden, wie sich von selbst versieht, mit einer Gittereinfassung. Man nahm das Muttergottesbild vom anstoßenden Grabmale grade des Reinald von Dassel

---

1) Jetzt grade wäre es wichtig zu wissen, welche Bilder darauf gestanden, um jetzt fortgesetzt und nicht mit gläsernen Cattunmustern bespannt zu werden. Jedoch hierüber hoffentlich später.

weg, setzte es in den neumodischen Altar, und umgab die reinste Jungfrau mit nackten Engeln, paradiesischen, wenn pudelnackt so genannt werden darf, die eine schlechte Mutter nicht einmal in ihrem Keller geduldet hätte. Diese erbärmlichen Klassiker hatten von Volksärgerniß keinen Begriff, auch die braven Geistlichen scheuten vor diesem Altare. Alles Verständniß christlicher Kunst war damals abhanden gekommen, und wenn der Prophet Daniel die Engel hübsch bekleidet sieht, das Mittelalter ihnen sogar die Füße als unnöthig wegnimmt, und wenn das Evangelium sagt, daß im Himmel weder gefreit noch geheirathet wird, so hatten die klassischen Söhne einer lustkranken Zeit die Schamlosigkeit, den Engeln Gottes öffentlich beizugeben, was auch die Rohheit verbirgt und verhüllt. Das jetzige hohe Domkapitel und Meister Zwirner haben das Verdienst, diesen Gräuel entfernt zu haben. Am besten hätte man ihn zerschlagen, wenn sich auch die Meute der klassischen Hunde die am Ende doch blutwenig vom Klassischen verstehen, ans Klaffen gegeben hätte; denn Schmutz ist nie Kunst, und eine unsterbliche Christenseele mehr werth, als alle, sogar ächte Kunst. Den letzten Dombaumeister will ich auch noch nennen. Er hieß Krakamp, und sein, oder des Dombaumeisters Haus stand ungefähr auf der Stelle, wo später die Hütte des Bildhauers Mohr stand. Auch befand sich in ihm ein Saal voll kupferner Schablonen, die, weiß Gott wohin gekommen sind. Krakamp baute vorzüglich in Ziegelstein, und der Brabänder Hof, jetzt neu gebaut, so wie das Waisenhaus an St. Pantaleon sind seine Werke, aus denen seine Richtung zu ersehen ist. Daß die gothische Kunst überhaupt nicht mehr betrieben wurde, außer bei den bis zur Aufhebung immer baukundigen Jesuiten, davon liefert der Dom allein den gültigsten Beweis; denn auf den nördlichen Thurmpfeiler wurde ein Haus geklebt, ebenfals gegen Norden in die Vorhalle eine hübsche rothbackige Wohnung für den Küster aus Ziegelsteinen erbaut, und noch jetzt sind oben den Fensterspitzen des Seitenschiffes die Zie-

gelsteine zu sehen, die selbstredend wegfallen, wann der Thurm so weit gediehen ist, um auch hier die Ausbesserung in Angriff nehmen zu können. Etwas Unglaubliches sogar kann ich erzählen. Als Dommeister Zwirner die Gallerieen ausbesserte, fand es sich, daß mehrere Lücken mit Werg und Holz ausgefüllt waren. So weit war es mit der Domkunst gekommen.

Vierzehntes Capitel.

Der Dom unter den Franzosen.

Der Frost der ungläubigen Aufklärung war aus den höchsten Schichten in die untersten gefallen. Wo kein Gottesmut, ist auch kein anderer, wo keine Gottestreue, auch keine andere. 1489 begann die Völkerraserei, dauert noch fort; ein tausendjähriger Bestand wurde niedergeworfen, und man bemüht sich noch immer umsonst, zu thun, was nur der heilige Geist kann, das Angesicht der Erde zu erneuen. Es ist nicht erfreulich, die kölnischen Geschichtsblätter jener Tage sich anzusehen, besonders wenn man einen großen Theil davon selbst erlebt hat. Die schlichten Bürger, tüchtig angeführt, hätten noch den Mut gehabt, sich zu wehren, aber die Leiter, die ich nennen könnte, hatten zwar Reichsfreiheit, wollten aber die französische Freiheit, und erhielten sie. Lacroix zog am Brunotage, 6ten Oktober 1794 mit seinen wirklichen wenigen Ohnehosen in Weibertracht am offenen Hahnenthore ein, und das noch handelsmächtige Köln wehrte sich eben so wenig als seine Schwestern in alter und neuer Zeit. Gleichheit und Brüderlichkeit wurden gleich eingeführt, nur machte man einige gewaltige Ausnahmen zum Besten des armen leicht von Schreiern zu täuschenden Volkes, wie man damals sagte, noch jetzt sagt, immer sagen wird, so lange man die Kastanien durch fremde Finger aus dem Feuer holen will. Zuerst gehörte der Adel nicht

unter die Gleichheit und Brüderlichkeit; denn er war zu alt, zu vornehm, besonders aber zu reich. Der Krieg also begann gegen ihn, sogar gegen die alten ehrwürdigen und geschichtlichen Wappen am Baienthurm, Gürzenich u. s. w., bis sich ein neues Geschlecht erhob, an dem nichts ehrwürdig ist, als die Geldkiste. Ungleich und unbrüderlich erschien auch die allerdings sehr reiche Kirche, und wehrlos, wie sie immer ist, wurde sie ohne Scheu geplündert, und alle Redensarten jetzigen politischen Blödsinns kamen schon damals in Umlauf. Ohnehin war der alte Herrgott in Frankreich wegdecretirt, wozu also noch Kirchen, Kirchenschätze, Denkmäler in Schrift und Metall? Es ist ekelhaft, an jene Zeiten zurückzudenken, wäre beschämend, sie in ihren Einzelheiten zu beschreiben. Genug der große Diebstahl wurde ausgeführt, der etwas Anderes brachte, als gehoften Segen, die Kirchen wurden geschlossen, die vielen Klöster, den Aufgeklärten noch ein Dorn im Auge, aufgehoben, verwüstet, versteigert, an die Erde gelegt, und der Dom wurde ein — Heumagazin, ja wie von Israel nach der Schrift das Zepter weggenommen ward, so wurde von Köln das uralte Erzbisthum weggenommen, und später nach Aachen verlegt; denn Napoleon der Erste, der Wiederhersteller der Religion im Aeußern (die innere Wiederherstellung läßt sich nicht decretiren) hielt sich für den nächsten Nachfolger Karls des Großen, der in Aachen seinen Kaiserstuhl hatte. Wie hoch man den Dom achtete, beweist das Beispiel eines Mannes, der den Mut eines Bekenners hatte, den bekannten bürgerlichen Eid verweigerte, und dennoch meinte, ein Lustgang mit Platanen bepflanzt, könne den Platz besser zieren, als der edle Dreikönigen-Bau. Der brave Mann war der damalige Aachener Bischof, und er trug kein Bedenken, im Angesichte des Domes, im bald abzubrechenden Priesterseminarium auf dem Domhof das herbe Wort der Schrift auszusprechen, daß „das Haus bald eine Wüste sein werde und eine Einöde Et erit domus vestra deserta.“ Ueberraschen konnten

solche Aeußerungen damals wenig; denn von 1789 an bis zum Königsmorde auf dem Blutgerüste hatte man Beweise genug, wie tief eine entmenschte Bildung fallen kann. Das damalige Domkapitel, dessen letztes Mitglied vor wenigen Jahren zu Salzburg starb, konnte die Vorzeichen und das Wetterleuchten der Zeit nicht verkennen, flüchtete darum in sein Herzogthum West phalen mit dem Dreikönigenschreine, den Domschätzen, der berühmten jetzt in Darmstadt bewahrten und von Hartzheim beschriebenen kostbaren ja durch keinen Handelsreichthum ersetzbaren hildeboldschen Büchersammlung, den Domplänen und Thurmaufrissen in schweren silbernen Kapseln u. s. w. u. s. w. — Daß nach dem Einzuge der Franzosen sich auch die Hefe des bessern und schlechtern Pöbels an dem Raube und der Verwüstung betheiligte, versteht sich von selbst. Erlustigte sich ein ohnehosiger Wachhaber im Innern des Domes die gebrannten Fenster zur Zielscheibe seiner Kugeln zu wählen, so stahlen Andere hier wie anderwärts, was nur von Metall war. Sogar die Gräber und Grabgewölbe der Erzbischöfe, zu denen links vom Muttergotteschörchen, rechts vom Chorgitter eine steinerne Treppe, verdekt durch einen länglich viereckigen Stein hinabführt, wurden erbrochen und durchstöbert, ob vielleicht sich Verkäufliches finde. Daß es namentlich den ehernen Denkmälern nicht besser ergieng, läßt sich leicht denken, und noch sieht man hier und dort die im Chore durch die Umpflasterung verschwundenen kupfernen Nagelköpfe, woran die frühern metallnen Grabplatten befestigt waren, Köln darf sich über diese Greuel nicht beklagen; denn es verübte sie großentheils selbst, hatte wenigstens nicht den Mut entgegenzutreten und zu wehren. Ein Beispiel des Mutes jedoch will ich anführen. Das Grabmal Konrads von Hochstäden war ebenfalls aus Erz, kunstreich in gothischer Weise, mit Dreigiebeln, Pyramiden nnd Bossen. Es wurde zerschlagen und stückweise der Raub weggetragen. Da wollte ein sehr bekannter Mann, dessen Name um der braven Kinder willen verschwiegen wird,

auch das eherne Standbild wegtragen, das auf dem Grabmale lag und später zu München wieder hergestellt wurde. Das war aber dem kleinen Offermann (Küster) oder wie ihn das Volk nannte, dem alten Jusep (Joseph) zu viel. Sein Häuschen stand oben der jetzigen Treppe in der Trankgasse, in einen Pfeiler angeklext westlich von der jetzigen großen Sakristei (die kleine war in Süden ungefähr an der Stelle des jetzigen Reißbodens), und wir Knaben hatten große Freude, als Jusep dem Räuber seine Beute wieder abjagte und sie in seine kleine Behausung rettete. Das Andenken dieses braven schlichten Alten bleibe gesegnet! Hätten Mehrere seinen Mut gehabt, wie Vieles wäre unterblieben; denn die Stadt war im Ganzen damals noch brav. Was außer der Büchersammlung aus den Domschätzen geworden ist, weiß ich nicht zu sagen. Verschwunden sind, die drei goldenen Kronen im Gewichte von 20 Pfund nicht gerechnet, die Edelsteine, voreinst auf den hh. Königshäuptern ruhend, die zwölf silbernen Apostel von Wilhelm von Gennep (Hist. Beschr. S. 88), das achtzig Pfund schwere, noch von de Noel (Dom zu Köln S. 68) gekannte Marienbild, die goldene Lampe des Herzogs von Burgund, die vielen goldenen Kelche, Ostensorien [1]) und sonstigen Kirchengeräthe aus

1) Die mehrmals erwähnte Beschreibung der stadtk. Colleg. führt noch S. 15 an:

a) Das große silberne und vergoldete und mit der dreifachen Krone geschmückte Brustbild des Papstes Silvester.

b) Das große silberne mit Edelsteinen besetzte Kreuz des Erzbischofes Pelegrin.

c) Eine Monstranz (Volksausdruck für Zeigegefäß) mit dem Arme der h. Agnes.

d) Eine gleiche mit dem Arme des h. Germanus von Auxerre.

e) Eine große und längliche mit Reliquien vieler Heiligen, Sebastian u. s. w.

f) Eine gleiche und hohe mit den Ueberbleibseln vom h. Agapitus u. s. w.

g) Eine gleiche runde mit vier Füßen und mit Ueberbleibseln vom St. Jakob dem Apostel u. s. w.

h) Eine kleinere mit Gebeinen der h. Cordula.

edeln Metallen mit edeln Steinen. Wohin? ich weiß es nicht. Noth, wie das Sprüchwort sagt, bricht Eisen, und nach dem lateinischen Sprüchworte: Primum est vivere, deinde philosophari, das heißt zu deutsch: zuerst muß man leben, und dann kann man thun, was beliebt, nach diesem Sprüchworte ist es wahrscheinlich, ja mehr als wahrscheinlich, daß die flüchtigen Domkapitulare aus den ersten deutschen Geschlechtern nach dem Verluste alles ihres Eigenthums in äußerste Noth geriethen. Sie mußten leben, also alles Uebrige folgt von selbst, und die werthvollen Weihegeschenke der Vorzeit wurden im gewöhnlichsten Sinne wohl versilbert. Wer möchte tadeln? Der Hunger ist ein scharfes Schwert, heißt es zu Köln. Und wie lange, sogar nach 1814 war noch die Hofnung lebendig, den Dom in seinem alten Wesen, also auch seinen Gütern wieder aufleben zu sehen, und da wäre hinlänglicher Stoff da gewesen, die Verlüste wieder zu ersetzen! Zudem wurden bei der Aufhebung so vieler Kirchen und Klöster Gräuel und Theilungen vorgenommen, die haarsträubend sind; jedoch eine so wilde Zeit wie damals wird am besten mit dem Mantel der Scham bedeckt.

---

i) Ein Engel mit Reliquien vom heiligen Grabe.
k) St. Margaretha- Agatha- und Barbara-Monstranz.
l) Eine Stephanus-Monstranz mit den Bildnissen der hh. Dreikönige.
m) Ein viereckiger Altar, enthaltend Stücklein vom Kreuze des Herrn.
n) Eine große Maria-Magdalena-Monstranz, oben in drei Pyramiden oder Thürme auslaufend.
o) Eine ähnliche von Silber und großem Gewichte, angeblich vom griechischen Kaiser.
p) Eine gleiche mit Reliquien aus dem gelobten Lande u. s. w.

Wer die wüste damalige Zeit kennt, wird auch ohne Beweis überzeugt sein, daß die betreffenden Beamten in Frankfurt und Westphalen stahlen, was und wo sie konnten, also das Domkapitel nicht die Schuld aller Verluste trägt. Ja vielleicht möchte sich Manches noch ermitteln lassen, was — — Jedoch Pst.

Fünfzehntes Capitel.

Rückkehr der hh. Dreikönige 1804.

Was ein Volk ohne Gott werden kann, davon liefert Frankreich oder besser das Frankreich, welches die Stadt Paris heißt, den Beweis, gegen welches sich schon der Herr befestigen muß, um es im Falle der Noth zu Schanden zu schießen. Es ist noch immer die alte Geschichte, die man noch nicht begreift, daß Städte, die zu groß, leicht ihr Land, dessen Fürsten, endlich sich selbst vernichten. So sind an Babylon, Ninive, dem heidnischen Rom und dem halbheidnischen Alexandria und dem ganz christlichen Constantinopel die zugehörigen Reiche mit zu Grunde gegangen, und die Nachfolger werden nicht fehlen. Frankreich hatte zuerst die Frechheit, den Herrgott im Himmel abzuschaffen, und es gieng drunter und drüber, bis kam, was immer kommt, eine gewaltige Soldatenfaust mit Fuchtel und Geißel zum Zäumen und Zähmen. Der erste Napoleon stellte zwar die Religion wieder her, aber nicht in der Weise, die er auf Helena erkannte. Er meinte auch, es sei klug, den Himmel, der ohne polizeiliche Erlaubniß noch immer über der Erde schwebt, etwas unter dem Zügel des Staates zu halten; allein es gieng doch besser. Bisthümer wurden wieder geschaffen, die Kirchen, die übrig geblieben, wieder eröfnet oder von der unvernünftigen Göttin Vernunft gereinigt, und der Gottesdienst begann wieder. Napoleon ward inzwischen Consul und Kaiser, gefürchteter Weltherr, dem Alle nach den Augen sahen. Auch unser gutes Rheinland wurde französisch, und unser altes Köln hatte die Reichsfreiheit, Vive l'Empereur zu rufen. Köln wurde im J. 1794 von den Franzosen genommen, wenige Tage vorher am 30. September der Domschatz nach Arensberg geflüchtet, und das Domkapitel schlug dort seinen Sitz auf, und hoffte auf bessere Zeiten, die nicht kamen. Der Krieg schritt auch bald über den Rhein, näherte sich Arensberg, und der Domschatz wurde wieder geflüchtet, auch nach Frankfurt, wo Scholaster Molinari sein ihm

anvertrautes Gut sogar gegen den Magistrat vertheidigen mußte, dessen Protokolle wahrscheinlich reden könnten. Als die Ruhe eintrat, wurde der Kasten nach Arensberg zurückgebracht, und in der Abteikirche Wedinghausen niedergelegt. Wilhelm Heinrich Böcker, Stiftsherr von St. Andreas, ein freundlicher frommer Herr, gestorben am 21. December 1846 [1]), dessen Andenken gewiß noch bei Vielen in der Erinnerung lebt, hat ein gutes Büchlein damals geschrieben, das betitelt ist: Ueberbringungs- und Wiedereinführungs-Geschichte der Häupter und Gebeine der heiligen drei Könige, auf Kosten des Verfassers bei den Erben Schauberg gedruckt. Leider hat der würdige Mann manches nicht erwähnt, was jetzt zu wissen erwünscht wäre, und vielleicht bei einer etwaigen neuen Eröfnung des Reliquienschreines urkundlich sich finden möchte. Außer dem Dreikönigenkasten ist von den übrigen Domschätzen keine Rede mehr, sie erscheinen verschollen. Es dauerte bis zum Jahre 1803, da war Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstädt Herr im Herzogthum Westphalen, und an ihn wandte sich Köln, das seine hh. Könige nicht vergessen konnte, auch genug während ihrer Abwesenheit gelitten hatte. Werner Marx, Doktor der Gottesgelehrtheit, früher erzbischöflicher und apostolischer Administrator des erzstiftlichen General-Vicariats, Dechant des Andreasstiftes, nach dessen Aufhebung Pfarrer in der gegenüberliegenden Pfarrkirche St. Paul (jetzt Café Paul nebst anstoßenden Häusern zu beiden Seiten), zuletzt nach Verurtheilung dieser Kirche erster Pfarrer im hohen Dom, der auch zur einfachen Pfarrkirche heruntergesunken war, leitete das Gesuch um Ablieferung des Reliquienkastens ein. Sie wurde bewilligt, da nichts mehr gefordert wurde, und dem Rathe und Archivar Hrn. Dupuis die Auslieferung übertragen. Der neue Aachener Bischof Marcus Antonius Berdolet (der letzte Erzbischof

---

1) Ich bin für die Erlangung der selten gewordenen Schrift Hrn. Pfarrer und Licentiat Velten, Hrn. Hallbauer Küster, und Hrn. Kessel, Kaplan an St. Alban meinen herzlichsten Dank schuldig.

und Kurfürst Max Franz, der jüngste Sohn der Kaiserin Maria Theresia war schon im J. 1801 gestorben) ertheilte auch die Erlaubniß zur Einbringung, und gab seine Vollmacht dem ehemaligen Domvikare und Aufseher des Kirchenschatzes Heinrich Nettekoven, auf dessen Familienstiftung ich selber studirte, und dem milden und frommen Rektor der Domschule Friedrich Joseph Richartz, der mir als mein erster Lehrer im Lateinischen ebenfals sehr wohl bekannt war, und dessen Schule mit einem Stücke vom Gitter des Grabmales der Königin Richeza theilweise noch an der Litsch steht, als westlicher Anbau zur spätern Dompfarrei. Beide Ehrenmänner begaben sich 1803 am 5. December auf die damals nicht kleine Reise nach Arensberg, trafen am 8ten ein, überreichten am folgenden Tage der landgräflich-hessen-darmstädtischen Regierung ihre Bevollmächtigungs-Urkunden, und ihre Bitte wurde erfüllt. Im Namen des altkölnischen Domkapitels verfügte sich der durch seine Spendung der h. Firmung damals allbekannte General-Vicar Hermann Joseph von Caspars am 10ten December in die Abtei, wo der Dreikönigenkasten (der übrige Schatz wird nicht erwähnt), aufbewahrt wurde. Die landgräflichen Commissarien und viele geistlichen und weltlichen Zeugen waren anwesend; die 1794 vom Weihbischofe und Domdechanten Carl Alois Grafen zu Königseck, Herrn zu Aulendorf und Staufen angelegten Siegel wurden genau untersucht und unverletzt und ächt befunden; dann der Reliquienschrein von Herrn von Caspars und dem Stiftsherrn aus Severin Matthias Joseph Leinen nach Erbrechung der Siegel geöfnet, um (Zeichen der damaligen Zeit) die landgräflichen Herrn durch den Augenschein zu überzeugen, daß außer den heiligen Reliquien nichts im Schreine sei, am wenigsten Gold, Edelsteine und sonstige Kostbarkeiten. Der Kasten wurde nun wieder verschlossen (?), und zur Beurkundung der Aechtheit sowohl mit dem Vicariats- als dem landgräflich hessen-darmstädtischen Siegel bedruckt. Hier scheint

ein Stück Wahrheit verschwiegen. Die Noth der Zeit ist zu berücksichtigen. Die genannten Boten traten nun alles Aufsehen vermeidend, was auch bei dem Zustande des Kastens nöthig war, mit ihrem Schatze am 11ten December ganz geheim die Rückreise an, übernachteten am 11ten zu Balve, am 12ten am Vogelsberg, am 13ten zu Werhahn, und am 14ten trafen sie zu Deuz ein, und setzten den Schrein in die Hauskapelle des Abtes, für einstweilen. Hier muß daran erinnert werden, daß die Reise von Deuz nach dem gegenüberliegenden Köln damals eine langwierige Reise werden konnte. Der Rhein war nämlich wie noch zu Strasburg Gränze, und an dem Marktmannsgassenthore (jetzt Friedrich-Wilhelms-Straße), wo die damalige fliegende Brücke landete, standen Douanen, die das Recht hatten in allen Taschen zu mausern, sogar Männer und Weiber bis auf die bloße Haut auszuziehen, um sich zu überzeugen, ob keine Hexe geschmuggelt d. h. fremde Waare eingebracht wurde. Reliquien standen zwar wahrscheinlich nicht im Tarif, konnten aber keinen Unterschied begründen, zumal der Schrein verdächtig genug, weil versiegelt war [1]). Wie die Frage gelöst wurde, ist im Einzelnen nicht bekannt, genug erst am 4ten Januar des Jahres 1804 konnten die hh. Dreikönige wieder in ihre alte Stadt einziehen. Aber man denke ja nicht, das sei mit großem Pomp geschehen, öffentliche Feierlichkeiten waren damals, nämlich kirchliche, verboten. Also in aller Stille geschah der Einzug Nachmittags gegen vier Uhr, also gegen Dunkel in zwei Stadtwagen, in einem die zwei Ueberbringer im geistlichen Gewande stehend und betend mit dem Schreine in der Mitte, im anderen andere Geistlichen. Die Douaniers waren angewiesen, machten Honneurs, gaben eine Salve aus ihren Gewehren, und mit der begleitenden Polizei gieng es nun langsam in den Dom. Indessen verbreitete sich blitzschnell das Gerücht

---

1) Dieselbe Douanengeschichte kam im selben Jahre bei der Zurückbringung des h. Eliphius vor.

von der Heimkehr der Heilthümer, das Volk frömte mit Jubel zusammen, bemächtigte sich aller Glocken, entblößte die Häupter, und zog mit Andacht, Gebet und Thränen (ich entsinne mich noch der weinenden Mutter) zum Dom. Aus dem Wagen genommen wurden die Heilthümer der rothsamtnen Golddecke, mit welcher sie bisher verdeckt waren, entkleidet und auf den Schultern der Priester unter dem Baldachin in die große Gerkammer (Sacristei) getragen. Man wird jetzt ein großes kirchliches Fest erwarten, besonders da der sechste Januar oder Dreikönigentag, nach damaliger Sprache 15 Nivose des Jahres XII der Republik so nahe war. Die Republikaner wissen aber nicht, was eine Republik ist, da darf die Freiheit nur thun, was das Volk will, das Volk sind aber die Herrn am Ruder, und wehe, wenn die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit mucksen will! Der Sonntag war statt der Dekade wieder zu Ehren gekommen, der jetzt wieder den Herrn von der Eisenbahn weichen muß, denn ihre Waarenkarren sind bekanntlich wichtiger als Gottes weltbindendes Gesetz, und nun wundert man sich, daß auch kein weltliches Gesetz mehr geachtet wird! Am nächsten Sonntage trat die Freiheit ein, das Fest zu feiern. Es geschah mit der größten Andacht und Pracht, nachdem eine Collekte die Kosten aufgebracht hatte; denn die geplünderte Kirche war auch für ein solches Fest zu arm. Unser gute Canonicus Böcker beschreibt die Feier, die nur zwischen den Kirchenmauern Statt fand; denn Gottestrachten, Processionen, Volksfeste, versteht sich religiöse, waren damals nicht gestattet, aber an Ackerbaufesten rechneten es sich aufgeklärte Herrn (sie haben zahlreiche Nachkommen) zur Ehre, dem Pflugochsen mit gestickten Tüchern den Hintern zu putzen, um den Freiheitsbaum zu tanzen, und Possen zu treiben, die jetzt unerhört klingen. Alle Bürger waren dabei thätig, vorzüglich unser Professor Wallraf, der geistige Ausdruck vom damaligen Köln, von welchem zwar eine vermeintliche Lebensbeschreibung erschienen ist, die aber wir seine Schüler, unter

denen ich nur die Hrn. Präsidenten Heinr. von Wittgenstein, Beigeordneten Paul Frank, Dr. Barth. Bourel öffentlich nenne, keineswegs als solche [1]) anerkennen können. Wallraf hatte den lateinischen Hymnus salvete sacra pignora d. h. Gegrüßt ihr heilgen Pfänder Kölns der Gelegenheit angepaßt, und auf diesem Felde, wie auch in kurzen und langen Inschriften war er ein Meister, wie keiner, was selbst der berühmte Heyne aus Göttingen anerkannte. Die Musik hatte Hr. Mäurer gesetzt, der Großvater unserer bekannten Tonkünstler Bernard und Adolph Breuer und Lehrer des berühmten Tonsetzers Bernard Klein, dem wir bezeugen können, daß er des geistreichen Mannes immer mit Liebe, Dankbarkeit und Bewunderung gedachte. Ueber die Einzelheiten des Festes (das Geheimnißvolle der Einbringung und der damals vielleicht gefährlichen Beschreibung wird dem Leser nicht entgangen sein), mag man den Theilnehmer Hrn. Böcker selbst nachsehen, wir erwähnen nur Eins. Die reichen Gewänder des ehemaligen Domstiftes erschienen auch bei der Feier, aber geliehen; denn die Republik hatte sie inventarisirt als ihr Eigenthum. Dazu paßt, daß auch Polizei und Grenadiere bei der Feier paradirten. Auch erwähnen wir noch, daß dem guten Köln alles Nothwendige über die Aechtheit der wieder heimgebrachten Heilthümer mitgetheilt wurde, und dankend wurde auch des ersten Consuls gedacht, der mit der Kirche Frieden geschlossen und gewiß auch auf den Landgrafen von Hessen-Darmstadt eingewirkt hatte. Seit dieser Zeit liebte und bewunderte unser Wallraf den Napoleon, und verherrlichte ihn später durch Inschriften, und wer ihn deshalb tadelt, der kennt die Zeit seiner Väter nicht, und versteht nicht, was es heißt, von der Revolution gerettet zu werden. Wer weiß, wenn einmal wieder die beliebte Panik kommt, was dann unsere

1) Unglücklicher Weise ist auch Wallrafs Porträt von Steinle im Museum gänzlich, um mild es auszudrücken, misrathen, so wie alle von uns gekannten deutschen Größen.

Feilen thun und schreien werden? Es giebt einen wohlfeilen und bezahlten Patriotismus, ich halte nichts davon, namentlich seit die Pöbelsherrlichkeit von 48 erlebt ist. Uebergehen will ich auch nicht, daß der heimgekehrte Schrein jetzt nochmals von seinen Siegeln gelöst und wieder geöffnet wurde. Zahlreich waren die geistlichen und weltlichen Zeugen, unter ihnen der Vorsteher des Priesterseminars Peter Joseph Förster, dessen Name schon eine Lobrede auf Köln ist, obgleich der Wunsch Waitzeneggers (Gelehrten- und Schriftsteller-Lexicon der deutschen Geistlichkeit), seine Vorlesungen (ich selbst besitze sie theilweise) gedruckt zu sehen, bis heute noch nicht in Erfüllung gegangen ist. Was fand man in dem Schreine?

1) Die Häupter der hh. drei Könige.
2) Die übrigen hh. Gebeine derselben in einer besondern Abtheilung. Ursprünglich lagen sie mit den Häuptenn in anbetender Stellung, wie der ältere Gelenius und Andere glaubwürdig berichten.
3) In einer ferneren Abtheilung die Gebeine der hh. Märtirer Felix und Nabor und des h. Gregorius von Spoleto in drei verschiedenen Säcken aufbewahrt.

Mit aller Ehrfurcht nahm man jetzt die Häupter der hh. drei Könige heraus, und setzte sie einstweilen in einem neuen mit Sammt und Goldborten verzierten kleinen Sarge bei, welcher vorwärts mit gitterartigen Oeffnungen versehen war, um dieselben der frommen Verehrung sichtbar auszusetzen. Hierauf wurde dieser kleinere Sarg sowohl, als der die übrigen Gebeine der heiligen drei Könige und der hh. Märtirer Felix, Nabor und Gregorius von Spoleto in sich enthaltende größere Sarg in Gegenwart aller Zeugen verschlossen und versiegelt. — Wir haben vorsichtig die Worte des zuverlässigen Böcker gebraucht; denn, wie es scheint, hatte der Schrein früher weder den kleinen Sarg noch die Oeffnungen, durch welche die Köpfe sichtbar sind. Wirklich zeigt auch das Bild bei Crombach, dessen Buch 1654 gedrukt und Vogels

später zu erwähnende Schrift vom Jahre 1781 eine Verschiedenheit der Frontseite. Doch lassen wir diesen Gegenstand auf sich beruhen! Wie die übrigen Domschätze verschwunden waren, so war auch unser Dreikönigenschrein der Plünderung und Verstümmelung nicht entgangen wie de Noel (Dom S. 74) meint zu Frankfurt am Main, wo es den in Köln wohlbekannten und edeln Scholaster Molinari jammerte, das Elend einer ruhmreichen Vorzeit anzusehen. Seinem Einschreiten wird es verdankt, daß Napoleon der Diktator Europa's den französischen Residenten zu Frankfurt anwies, die heiligen Könige wieder zu ihrem alten Ruheorte bringen zu lassen. Feine Nasen können also riechen wo Anderes geblieben ist. In welchem beklagenswerthen Zustande der Schrein ankam, zeigt die Gegenwart. Zur Wegbringung, wie de Noel sagt, (wir vermuten näher Liegendes) war der Schrein auseinandergenommen worden. Glücklicher Weise fügt es sich so, daß ich hier Genaueres berichten kann. Kunstschreiner Lückrath, mein Nachbar und Mitschüler in der Domschule, deren Leitung der oben erwähnte Friedrich Joseph Richartz hatte, war mit dem ersten Dompfarrer Marx und dem ersten Küster Emanns (mit wallrafscher Benennung als Gamander berühmt) ich wiederhole, Lückrath noch frisch und wohlbehalten, zugleich Verwandter Wallrafs war als Knabe Krohl d. h. Choral. Als die Kirche St. Pauls geschlossen wurde, gieng er mit dem Pfarrer und Küster an den Dom über, und wurde so im J. 1804 Augenzeuge aller Vorgänge. Vorzüglich des Dreikönigenkastens gedenkt er noch mit der größten Lebendigkeit, als sei es ein Vorfall von heute. Er erzählt: Der Kasten kam an in der großen Gerkammer, aber nicht ganz, sondern in neun Stücke mit Gewalt zerschlagen. Die neun Stücke, die Siegel können also unberührt geblieben sein, waren erstens der Boden, zweitens vier Kistel-(Seiten)stücke, drittens der Deckel ebenfalls in vier Stücken. Jedes dieser neun Stücke war in Papier und Schnüre sorgfältig eingewickelt, so daß die ganze große Gerkammer voller

Papier lag. Das Innere der Wände roth ausgefüttert, aber zerfetzt, bestand aus dickem anderthalbzölligem Eichenholze. Aber hieran konnte man leicht erkennen, wie die Axt und sonstige Gewalt gewirthschaftet hatte. Die Nägelspitzen standen inwendig noch hervor, und wichen nicht, da die Köpfe auf die Goldbleche festgenagelt und festgelöthet waren. Die kostbaren Figuren auf den Goldblechen zwischen den Säulchen wackelten oder flatterten ganz lose an einem Punkte, und es war, als sei ein Dieb, der sie fast los hatte, bei der Arbeit gestört worden. Auch hatte sich vielfach, wahrscheinlich wegen der feuchten Oertlichkeit, wo der Kasten gestanden, Grünspan angesetzt und mancher Theil war schwarz angelaufen, auch später nicht mehr zu gebrauchen, weshalb der jetzige Schrein um sechs Zoll kürzer ist, als der alte war. Die Leiber der heiligen drei Könige befanden sich in einem fahlrothen seidenen Sacke. So weit Lückrath, dem ich so fest vertraue, als mir selber. Man sieht also, es galt nach dieser Heldenthat einer kunstprunkenden Aufklärung, nicht eine gewöhnliche Wiederherstellung, sondern ein Neuzusammensetzen mit Ergänzungen der Lücken. In der alten reichen Ausstattung? Wo sollte der arme Dom die Ausgaben hernehmen? Wallraf bettelte zwar und mit Erfolg; aber der Kölner sagt: gegevve Good geit vill derzo. Die Zusammenfügung und Ergänzung der Bruchstücke geschah durch den Meister Wilhelm Pullack und seine Söhne Wilhelm und Anton. Am 23. December 1807 wurde der Kasten fertig, am 8ten Januar 1808 eingesegnet, und mit den heiligen Reliquien der alten Ruhestätte übergeben. Wie die Wiederherstellung ausgefallen ist, besonders die Ausfüllung der Lücken, darüber möge der kenntnißreiche Beschauer selbst urtheilen. Auf keinen Fall wird er die alte symbolische Gegenüberstellung der 12 Propheten, 12 Apostel und 12 Tugenden (Hist. Besch. S. 36) leicht herausfinden. dem Nichtkenner kann die leichtfertige Beschreibung in de Noels Dom zu Köln genügen. Fast möchten wir behaupten, daß der Anfang dieses Jahrhunderts

einer solchen Aufgabe, wie die Herstellung des Dreikönigenschreines nicht gewachsen war, und wir können uns Glück wünschen, daß da ist, was da ist. Selbst unserer jetzigen gepriesenen Weisheit möchte ich die Befähigung zu solchen Werken nicht zutrauen; denn die Alten liebten die Gegenüberstellung des alten und neuen Bundes, bis ins Einzelste durchgeführt (ich erinnere nur an die Armenbibel und den Altar in Klosterneuburg bei Wien); wir beginnen zwar wieder aus der Schrift, den Kirchenvätern und Kunstdenkmälern die frühere Symbolik zu studieren d. h. zu lernen; aber wie weit wir im Lesen und Verstehen gekommen sind, bezeugen unsere Werke und Vorschläge, daß Gott sich erbarme. Zwar gab es damals in Köln einen berühmten Mann, Friedrich Schlegel, der nicht allein durch sein poetisches Taschenbuch, sondern auch als Lehrer öffentlich wirkte, die Gebrüder Boisserée und viele Andere anregte; allein sein Wirken war nicht auf diesem Felde, und zu kurz, da er nach dem Erscheinen seiner Ode an Napoleon, die also beginnt:

Laß von Blutvergießen, Menschenmorden
Endlich ab, o Tiger wilder Art! u. s. w.

im Jahre 1806 flüchten mußte. Wie er und fast zuerst für die gothische Baukunst wirkte, mag, wem's beliebt, in meinem „Kirchenbau" nachlesen. Auch glaubte unser gute Professor Wallraf für Kunst und Wissenschaft zu wirken, wenn er jüngere und ältere Kräfte um sich sammelte, nicht bedenkend, daß Einzelne viel, Viele z. B. eine Akademie nie was Rechtes wirken und immer, da Jeder seine Eigenheit, Leidenschaft, Absichten und sein Ehrgeizchen hat, gegen- nicht miteinander. Ein kluger Mann sagte einmal: zwei gescheidte Männer machen Einen gescheidten Mann, weniger zwei, drei weniger drei, und mehrere hundert gar, o weh! Der Verein hatte einen überirdischen Namen, nämlich Olymp. Ich weiß von seinem Wirken wenig, als daß er, damals,

hier ungewöhnlich, Thee trank, den die erste Thee-, Kaffe- und Chokoladetrinkerin Charlotte von der Pfalz nach ihren Briefen am wenigsten leiden mochte.

Sechszehntes Capitel.

Der Dom unter Preußen.

Ein neuer Geist war in Deutschland aufgewacht. General Sebastiani zog am Felixtage 1814 mit seinen Franzosen ab, und der Rhein wurde wieder deutsch, allerdings mit einer kleinen Ausnahme von — Elsaß und Lothringen. Köln sah allerlei Kriegsvolk, sogar Kosacken, Baschkiren, Kirgisen und — fast hätte ich gesagt Schweden, deren König Gustav Adolph voreinst von Deuz aus Köln beschoß, so daß die Kugeln nebst Inschrift noch vor anderthalb Jahren im Giebel des Eckhauses kleine Neugasse und Sechszehn-Häuser (wie das Volk, nicht Sachsenhausen, wie die Vornehmthuer sagen), noch zu sehen war. Trotz aller Conservatoren sind eben Kugeln und Inschrift nicht zu Kölns Ehren gefühl- und gedankenlos beim neuen Ziegelbau verschwunden, sollen aber jetzt in Leipzig sich befinden als — Reliquien. Die Befreier wurden sogar am Befreiungstage mit einem Gedichte begrüßt vom jugendlichen Wilhelm B . . . . f, und das Gedicht darf sich noch heute sehen lassen. Ich erwähne diese Kleinigkeit darum, weil es wunderliche Käuze giebt, die steif und fest glauben, sie hätten uns alle Bildung gebracht, da wir doch in jeder Pfarre vortreffliche und wohl fundirte Schulen mit Eigenthum hatten, die höheren Anstalten zu verschweigen. Um aber diesen unerquicklichen Gegenstand mit einem Schlage abzuthun, erwähnen wir nur die gediegenen Taschenbücher im Haas'schen Verlag, die dichterischen Versuche von Schlegel, Eberhard von Groote, Smets, Bernard Brach, J. B. Rousseau, Benedikt Willmann, vielen Andern, endlich meiner Wenigkeit selbst, dessen Gedicht auf den Kölner Dom schon

in von Hornthals „Deutschen Frühlingskränzen für 1816“ abgedruckt steht. Man mag nach damaliger Leipziger Buchhändlerart von diesen Erscheinungen so geringe denken als man will, so wird man doch zugeben müssen, daß ächtdeutsche Bildung (und grade dafür arbeitete ämsig Wallraf, noch mehr jede franzosenfeindliche Familie) während der Fremdherrschaft nicht verloren gieng, wenn auch das Französische nebenherlief, und es Manchem ganz gleichgültig war, (der Jugend steckt nun einmal die Dichtung in der Haut) lateinisch, französisch oder deutsch zu dichten. Daß auch Schiller der Liebling war, davon kann ich eine lustige Anekdote erzählen. Von Kaldenbergs neues Haus am Thürmchen brannte ab, wir Jungen bildeten wie gewöhnlich Kette, um die Eimer am Rhein zu füllen, und bis zur Brandstätte einander zu übergeben. Da stand ein gelehrter Schulmann dabei (Gott habe ihm selig), sah wie Scipio, als er die berühmten Verse des Homer anführte, zwar nicht in das brennende Karthago oder neronische Rom, aber er legte mit Würde sein Antlitz zurecht, und trunken vor Begeisterung brach er laut in Schillers Worte aus der Glocke aus: Wohlthätig ist des Feuers Macht u. s. w. — Ein platter Arbeitsmann, der wahrscheinlich Schillers Aufsatz über die ästhetische Erziehung des Menschen nicht gelesen hatte, wunderte sich über den Mann, der keinen Eimer anfaßte, warf ihn durch ein unzartes Fauststreicheln aus seinen Höhen. „Roth, wie Blut ist der Himmel“ Barbar! murmelte er verächtlich, zog sich in seine Hoheit zurück und ab. Jedoch zurück zum Dom! War die Jugend, wie Böcker richtig sagt, auch wenig für ihn erwärmt worden, so ließ es Wallraf und das älterliche Haus doch nicht fehlen, und letzteres macht doch eigentlich die Erziehung. Wir Jünglinge ahnten schon, daß es mit unserm Sionsfelsen etwas Außergewöhnliches sei. Göthe, dauernd angeregt durch Sulpiz Boisserée, Minister Stein der Zukunftschauer, Gneisenau, und sonstige Größen der großen Zeit, ja die Häupter Europa's besahen sich den Gottesbau

im Trauergewande, Dichter wie Rückert, Max von Schenkendorf Zacharias Werner und Andere besangen ihn, selbst H. Heine brachte seine fromme Gabe; denn er war damals in seiner reinen Liebe zu Maria noch nicht der spätere. Vorzüglich anregend war aber die freundliche Erscheinung des damaligen Kronprinzen von Preußen, später Königes Friedrich Wilhelm des Vierten. Max von Schenkendorf hatte eine Weissagung ausgesprochen.

Harret nur noch wenig Stunden,
Wachet, betet und vertraut;
Denn der Jüngling ist gefunden,
Der den Tempel wieder baut.

und das prophetische Wort, dem auch der gewaltige Görres seine Stimme beigab, gründete und tröstete, wie einst Israel getröstet ward an den Wassern Babylons. Die Hoffnung lebte auf, ja eine edle Domgesellschaft bildete sich, von der ich nichts sage, da Herr Dr. Eberhard von Groote, der auch unsern Rubens von Paris nach St. Peter zurückbrachte, als Theilnehmer besser und genauer [1]) darüber berichten kann. Allerdings war auch Trost nöthig; denn der Verfall des Domes trat schon sichtbar zu Tage. Seinen eigenen Baumeister hatte die französische Umwälzung verschlungen. Das Chorthürmchen war schon seiner verzierten Uebermantelung entkleidet, mußte später wegen Baufälligkeit abgetragen werden. Das Dach, früher mit Bildwerk ausgelegt (einen Rest rettete Zwirner), verfallen unter den Franzosen, mußte erneut, ja bald wieder erneut werden, die losstehenden Fenster der Vierung drohten Gefahr, wenigstens im Norden; sogar das Wahrzeichen Kölns, der alte Domkrahn, mußte 1816 ins Grab steigen; aber Prof. Wallraf ruhte nicht, bis er wenn auch kürzer wieder hergestellt war. Der Krahn ist ein Mahner, daß fortgebaut werden soll, wenn ein Geschlecht oder ein Held der Ehren kommen wird, dieser war da, jenes erschien, und wird sich hoffentlich mehren. Den Krahn aufgegeben, hieß

---

1) Leider vor Kurzem verstorben.

den Weiterbau aufgeben, und seltsam genug, unsere gewiß nicht himmelstürmende Zeit ertrug diesen Gedanken nicht; denn wie es immer der Fall ist, die Geistigen bleiben die Meister der Zeit und die Leiter der Zukunft. Der Same war ausgestreut, der Gedanke an den Ausbau drang in's Volk, und was früher für unmöglich gehalten worden, erschien jetzt als leichte Aufgabe und der Zauberbann nach der Sage gelöst. Wirklich wäre die Aufgabe eine leichte gewesen, wenn Köln seinen alten und freigebigen meist ausgezogenen Adel noch gehabt hätte, dem wir den größten Theil unserer Kirchen und öffentlichen Denkmäler verdanken, oder wenn es so viele Goldstücke als Worte beigebracht hätte. Indessen müssen wir hier an eine Wahrheit erinnern, die seit Pisistratus, wie ich schon in meinen „Vorfragen über Homeros" auseinandersetzte, auch in Cordova, den Tagen der Minnesänger sich immer bewährt hat, daß Großes in Bauten und Kunst von einem Einzelnen z. B. einer Amalie von Weimar, einem Ludwig von Baiern eher gefördert wird als von der größten Masse. Wirklich hatte auch unser Dom das Glück, daß Friedrich Wilhelm III. sich seiner annahm, und wahrscheinlich fehlte nicht die Einwirkung des geliebten Sohnes. Da alle Großen der Erde nicht des bei Kleinen unziemlichen Lobes bedürfen, so enthalten wir uns selbst, wo sie verdient ist, der Anpreisung und berichten schlicht die Wahrheit, wie wir sie beim Freunde Zwirner urkundlich kennen lernten. Daß die Domruine keine blieb, sondern aus dem Falle erstand, verdanken wir unanzweifelbar unserm Könige Friedrich Wilhelm dem Dritten, daß er jetzt ein vollendeter ist, seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm dem Vierten. Wir wissen sehr wohl, wie strenge die Geschichte oft richtet, und aus einem goldenen vierzehnten Ludwig einen bleiernen kleinen macht und mit Recht; aber wir unterfangen uns, dem Urtheile der Nachwelt vorzugreifen; denn der Dom steht, und so lange er steht, werden die Jahrhunderte sagen: Friedrich Wilhelm der Vierte hat ihn freigebig, kunstsinnig als

Gotteshaus ausgebaut. Beide Namen gehören zusammen, wie König Ludwig und München, und ehrliche Leute auch die Geschichte kennen die Pflicht der Dankbarkeit. Qualis rex talis grex d. h. wie der Hirte so die Heerde. Die Domliebe ging allmählich in's Volk über, und namentlich die reichen Handelsherrn benahmen sich, wie die alten Herrn von Köln, und verdienen alles Lob. Ich könnte nun eine lange Erzählung beginnen, wie mit dem dritten September 1840 der Dom-Verein eingeleitet wurde, wie die braven Schwaben ihre Steingabe brachten; allein wozu eine lange Brühe über was wir Alle sahen und erlebten? Ernst Zwirner, den das Glück nach dem ersten neuen Dombaumeister Ahlert gewählt hatte, wirkte als Baumeister und in Wort und Schrift. Ich habe im Domblatte über ihn gesprochen, und die Nachwelt wird noch weiter über diesen Schöpfer der neuen Dom-, fast möchte ich sagen, Welthütte reden. Glanzpunkt war das Jahr 1842, sein Ehrentag der vierte September, an welchem der Fortbau begann. In Nro. 11 des Domblattes steht die Beschreibung. Rüstig wurde geschaffen, sogar das böse Jahr 1848 ohne große Störung durchlebt. Nord- und Südportal erhoben sich, die große Lücke zwischen Thurm und Chor füllte sich aus mit Fenstern, Dreigiebeln, Wimbergen, Phialen, Kreuzpyramiden, Strebe-Schwibbogen, deutsamen Symbolen in den Naben u. s. w. und als der innere Dom bis auf die Ausmauerung der Gewölbekappen fertig war, starb zuerst die gütige Majestät und im selben Jahre der brave Meister Zwirner. Das Lob Beider überlasse ich befugtern Männern, als ich bin; Köln aber, denke ich, wird seine Pflicht erkennen, und ein besseres Denkmal setzen als ein Wallraf'sches in — eitel Worten. Indessen ward unser Dom keine Waise. Prinz Wilhelm hatte schon seine Liebe zum hohen Werke dadurch kundgegeben, daß er die Ausschmückung des Südportales auf eigene Kosten ausführen ließ. Mit dem Preußenthrone erbte er auch das Vermächtniß des kunstsinnigen Bruders, und sein könig-

liches Wort bürgt für den Weiterbau der Thürme, hoffentlich bis zur Kreuz- und Schlußblume. Im verflossenen Jahre fiel die einstweilige westliche Chorwand (das Einstweilen hatte über ein halbes Jahrtausend gewährt), und der neue Dommeister Richard Voigtel, Zwirner's Nachfolger, schikt sich nun an, die Thürme in Angriff zu nehmen. Möge Sugers Geist bei ihm sein zu seiner und der Kunst und des himmlischen und des irdischen Königes Ehre! Wiederholen wir in letzterer Hinsicht den Spruch des Apostels (1. Petri II. 17)! ehret den König aus Pflicht, so dürfen wir den Kölnern namentlich zurufen, ehret ihn auch aus Dankbarkeit! Denn wäre auch unsere Zeit gebefreudiger, so wird sie schwerlich allein auszuführen vermögen, was das alte, reiche und reichsfreie Köln nicht vermochte. Hier dürfen wir jedoch auch der hohen Frau nicht vergessen, die mit ihrer Ahnin Anna Amalia der Pflegerin der deutschen Kunstblüte gleichen Hochsinn theilt. Wie sie noch jüngst in der Wittwe des unglücklichen Domzimmergesellen Mayer den Dom selbst unterstützte, ist aus den Blättern bekannt, und ich schließe diesen Abschnitt lieber mit der schönen That, als dem schönsten Worte.

Siebzehntes Capitel.

Wo soll künftig der Dreikönigenkasten hinkommen?

Wir haben oben gezeigt, wie der Schrein anfänglich hinter einem einfachen Gitter geborgen wurde, denn schwerlich wurde vorausgesetzt, daß erst das neunzehnte Jahrhundeet sich mit dieser Frage beschäftigen müßte. Auch sagten wir nach Crombach, daß erst Maximilian Heinrich die jetzige Dreikönigenkapelle baute, und bei demselben Schriftsteller die ältere und jetzige Kapelle abgebildet steht. Vor dem Heilthume kniet der edle Erzbischof, und Jeder braucht sich nur an seine Stelle zu denken. Doch wozu viele Worte in

einer klaren Sache? Es steht ohne allen Zweifel durch zahlreiche geschichtliche Beweise fest, daß die alte Zeit vorhatte, eine neue Dreikönigenkapelle am westlichen Schlusse des Chores in der Vierung zu setzen, und zum Wahrzeichen setzte sie den goldenen achteckigen Stern auf die Chorschlußwand in Westen, und außer den jüngstgebornen Kindern kennt ihn Jedermänniglich, und hat ihn gewiß oft in der Abendsonne leuchten sehen als heiliger Luginsland. Es ist also die einfache Frage: wollen wir unsern lieben Vorfahren folgen oder lieber unsern eigenen Gelüsten und der neuen Weisheit, die wirklich im Fortschritte ist von Köln weg, nur weiß ich nicht wohin. Diese Frage hängt aber genau mit einer zweiten Frage zusammen, und sie lautet: ehrlicher Kölner, wenn du die Hand auf's Herz legst, glaubst du, daß wir jetzigen Leute Dombausachen besser verstehen, als unsere Ahnen, die in solchen edeln Werken leibten und lebten? Ich meine, du hast noch Scham genug, und wirst stumm bleiben. Also ein Vermächtniß wird von braven Erben gewissenhaft erfüllt. Der Dreikönigenkasten mit dem Stern muß also in die Vierung; denn unsere Alten wußten was sie wollten und machten, wir aber nicht, am wenigsten aber Kunstlehrer, wie Herr Lübke, der früher in den kölner Dom, dann in das straßburger Münster sich verliebte, und wahrscheinlich noch in eine Menge Liebhabereien verfallen wird. Ich rathe dir, wenn nicht mit Genehmigung der Obrigkeit auf dem Titel steht, kein solches Zeug zu kaufen; denn sonst erhältst du leichte Worte für schweres Geld, und lernst nichts als Redensarten. Dem einen Rathe muß ich aber noch einen hinzufügen, und den präge dir ein, nicht allein für den Dom, sondern für viele andere Dinge. Wenn Laien über Kaufmannssachen, Nichtschuster über Schusterei u. s. w. absprechen wollten, so würde man dem Manne mit Recht sagen: guter Freund, davon verstehst du nichts. Aber das Volk ist mündig geworden, obgleich böse Mäuler eben nicht beliebt sind, reif, aufgeklärt und Gott weiß, was wir noch Alles

sind und werden. Wir brauchen darum gar nichts zu lernen, haben aber das Recht, über Alles zu urtheilen und es besser zu wissen. Nun giebt es vorzüglich drei Dinge, die Jedem an's Herz greifen. Das erste die Politik, und ich brauche dir nicht zu sagen, wie unsere Vormünder uns wie unmündigen Kindern den Wahlzettel in die Hand drücken, in den Kammern und Zeitungen dann die Staaten bauen und verwalten, obgleich es mit der eigenen Hausverwaltung oft schlecht genug aussieht. Zweitens folgt, was zuerst stehen müßte, wenn's so vielen Ueberfluß an Verstand als an Redensarten gäbe, die Religion. Sonst hieß es: man muß geweiht und gesendet sein; allein wie es jetzt steht, schäme ich mich fast zu sagen. Die letzten dreißig Jahre haben mehre Religionen fabricirt, als frühere Jahrhunderte, und die Massen urtheilen über Concordate, die hessischen Kammern über —, was sie nicht angeht, und was sie nicht verstehen, und fast sind die Tische, die seit einiger Zeit sich verrükten, klüger geworden, als unsere Spießbürgerei, die überall sparen, auch in der Religion mit einem neuen Fabrikat „christliches Bewußtsein" sich gerne begnügen würde, und nicht merkt, daß der Fortschritt nichts will, als Fortschreiten über Religion und Thron, um dir selbst dann an die Haut und den Beutel zu kommen. Der dritte Gegenstand endlich, über den zu urtheilen Jedermann sich anmaßt, ist die Kunst, und Köln hat in dieser Hinsicht recht artige Proben aufzuweisen. Daß man von Dichtung etwas verstehen und gelernt haben muß, klingt seltsam; denn Jeder hält sich zum Richteramt in allen ihren Verzweigungen berechtigt. Ebenso geht's in der Malerkunst, und wenn das Bild hübsch paradiesisch, ich meine nakt ist, so spricht der Pinsel, der nicht geführt wird, aber es selbst ist, als weiser Kunstmann Gericht und richtet mit Kennermiene „würdig für's Museum!" Das Publikum ist der erste Kunstherrgott, und diesem dient der gewöhnliche Maler, obgleich er sich für einen Herrn hält. Von der eigentlichen Standbildner-Kunst

mag ich nicht einmal reden. Wie es mit der modischen Tonkunst steht, wenigstens der kirchlichen, weiß Jeder, seit der berechtigte Herr die Unwürdige hinausstieß und durch die That zeigte, daß die Kirche da zu befehlen hat, wo ihr Diener sich anmaßte, mit Opern-Getrills, Gequiecks und Gesings, wie einst die Abderiten nach Wieland, die christliche Andacht zu erbauen. Es wäre ein Wunder, wenn die christliche Baukunst ungeschoren durchgekommen wäre, und so hat auch zeitgemäß beim Dombaue das gute Publikum nach seinem festen Glauben die Gewohnheit, mitzusprechen. Ich habe es schon bei meinen Arbeiten über den Lettner erfahren, wie das kölnische Wasser manchen kölnischen Geist überflügelt; allein wir können an dem Steine des Anstoßes einmal nicht vorbeikommen. Soll nach der Meinung, vielmehr Vorschrift der Alten der Dreikönigenkasten unter den Stern in die Vierung kommen, selbstverständlich vor ihm der Pfarraltar (S. Domblatt), so bleibt nur zweierlei übrig, entweder man baut die neue Dreikönigen-Kapelle in die Luft oder auf die feste Erde; und daraus folgte von selbst der neu anzulegende Lettner, eine Anlage auszustatten mit dem kostbarsten und reichsten Bilderwerke und nach wohlüberlegtem und durchdachtem Plane, zu dem gewiß ein gründlicher Kenner der vergessenen Bausymbolik oder besser mehrere z. B. ein Cahier, Pitra hinzugezogen werden müssen. Allerdings würde der Lettner als westlicher Chorabschluß nach der mosaischen und christlichen Vorschrift die Volksstätten vor den Priester- und Opfer-Stätten abgesondert haben; allein was kümmert sich die Menge darum, wenn es sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hat? Den Vorschlag schlug man mit dem für unbesieglich gehaltenen Einwurfe nieder: wie, wir sollen nicht auf den Hochaltar im Chore sehen? eine neue Mauer soll erbaut werden? Weshalb hat man denn im vorigen Jahre die alte Quermauer nicht stehen gelassen, sondern abgerissen u. s. w.? Unser Köln noch im vorigen Jahrhundert hätte gewiß keine solchen Einwände gemacht. Erstens wußten sie,

daß bei dem heiligsten Opfer Darbringung, Wandlung und Communion durch die Schelle dem Ohre angekündigt werden, weil man ursprünglich den ohnehin unter Vorhängen (Tetravelen) verhüllten Hochaltar nicht sehen konnte, in der Kirche auch das Ansehen nicht die Hauptsache ist, aber das Anbeten. Dann war es noch lebendiger Augenschein, wie das alte Domchor gleich allen Stifts- und Klosterchören nur den Stiftsherrn schon wegen der kanonischen Horen gehören mußte, und auch von den vierundzwanzig Prälaten-Capitularen, den Domicellaren, Vicarien, Caplänen und Cantoren ohne Beihülfe sonstiger Gläubigen so ziemlich ausgefüllt wurde, für den Pfarrgottesdienst darum die Pfarrkirche Maria zum Pesch im sechszehnten Jahrhundert nöthig wurde. Ferner wie in Oberwesel am Rheine, zu Münster in Westphalen, zu Löwen und vielwärts in Frankreich, wo noch alte Lettner bestehen, es Niemanden als ein Uebelstand auffiel, daß der Hochaltar gar nicht oder nur wenig sichtbar war, weil man's von Jugend auf so gewöhnt war, so besaß auch das alte Köln alte Ambone, Odeen, Doxale und dergleichen lettnerartige Chorabschlüsse genug, ja zwei bestehen noch jetzt, nur in St. Mergen und St. Pantaleon an das Orgel-Doxal versetzt. Wäre im Dome nichts da, als blos die ganz ebene Bodentenne von der Vorhalle bis zum äußersten Osten und der flache Umgang um's Chor, so würde ein Kenner der kirchlichen Baukunst schon wissen, daß der Lettner in Westen eben so nöthig ist, als die abschließende Choreinfassung nach den übrigen Seiten, wie sie noch im Dom und St. Mergen besteht. Ueberhaupt ist ja jedes christliche Chor durch mehr oder minder Erhöhungen von der übrigen Kirche abgetrennt, und z. B. in St. Gereon wird es keinem Menschen einfallen, auf den eigentlichen Hochaltar in Osten sehen zu wollen, weil die hohe Treppe über der Kruft eben nicht durchsichtig ist. Es fällt aber keinem Menschen ein, sich darüber zu beklagen, daß man den Hochaltar nicht sehen kann, sondern nur den unter dem Triumphthor. Das Auge wird

wohl auch im Dom sich allmälig an's Fasten gewöhnen, wenn er einmal erbaut ist, etwa nach zwanzig dreißig Jahren, wann einmal der Geist der christlichen Baukunst wieder erwekt und ein neues Geschlecht darin erzogen und aufgewachsen ist. Was in dem Kirchenbau nothwendig ist, wußten die Alten sehr gut, zumal die Geistlichkeit in ihr Lehrmeister war. Ob wir und die sogenannten Bauakademieen viel davon verstehen (ich denke nämlich nicht blos an das Hand- sondern auch Geisteswerk) ist eine Frage, die im Allgemeinen zu unserer Ehre am besten nicht beantwortet wird. Indessen ist es Zeit zu schließen, da ohnehin das Wort eines Einzelnen wenig fruchten wird und ungesunde Zeitgedanken nur von einer gesunden Zukunft überwunden werden. Zum Glücke hat auch in der Lettnersache die Kammer nicht mitzusprechen, noch das gute Volk, noch die Zeitungen, noch sonstige Klugmacher, sondern nur die Geistlichkeit hat zu entscheiden, und ihr Haupt ist Christus, ihr Lehrer der h. Geist. Ein braver Christ weiß also, was er zu thun hat, nämlich etwas, was jezt den Leuten schwer wird, zu — gehorchen. Unter dem Lettner sollten, wie unsere Urväter wollten, die hh. Leiber der drei Weisen aus Morgenland ruhen bis zu der Posaune des Gerichtes, möge das nächste Geschlecht den schönen Tag der Einweihung sehen! Ich lebe nämlich noch immer der Hofnung, mit denen ich schon meine Dombriefe schloß. Es ist zwar ein heidnisches Wort, aber ein heidnisches des Meisters Aeschylus: „das Gute siege!“

Zugaben.

I.

Wie das alte Köln sich den Dreikönigenstern dachte, sieht man noch aus den alten Kirchenliedern. Im J. 1722 erschien zum zweiten Male „Güldenes Hand-Büchlein der hh. Dreyen Königen.“ Darin heißt es Seite 123 ganz nach dem Volksbuche:

Es fuhre (führte) drei König Gottes Hand
Mit einem Stern aus Morgenland
Zum Christkind durch Jerusalem
In einem Stall nach Bethlehem.
Gott führ uns auch zu diesem Kind,
Und mach aus uns sein Hofgesind!

Der Stern war groß und wunderschon,
Im Stern ein Kind mit einer Kron,
Ein gülden Kreuz sein Zepter war
Und Alles wie die Sonne klar.
O Gott erleucht vom Himmel fern
Die ganze Welt mit diesem Stern!

Aus Morgenland in aller Eyl
Kaum dreizehn Tag vierhundert Meil,
Bergauf bergab durch Reif und Schnee
Gott suchten sie durch Meer und See.
Zu Dir, o Gott, kein Pilgerfahrt
Noch Weg noch Steg laß werden hart! u. s. w.

Seite 137 heißt es

Nachdem scheinet von feren
Sogar in Morgenland
Ein übernatürlicher Steren u. s. w.

Das unsern Großältern so bekannte Gesangbuch „Geistliches Psälterlein. Köln bei Metternich 1763“ bringt das obige Lied

etwas mehr der neuern Sprache angepaßt. Es heißt darin:

Der Stern war groß und schön der Glanz,
Darin ein Kind mit güldenem Kranz,
Ein güldner Stral sein Zepter war u. s. w.

Herr Pfarrer Albert Gereon Stein, dessen Liederbuch in Tausenden von Exemplaren durch's Land bekannt ist, hat ebenfals das „Es führt drei Kön'ge Gottes Hand" in seine Sammlung aufgenommen, das Volk singt es mit Lust, und würde über die neuastronomische Weisheit lachen, wenn es sie — kännte.

Karl Simrock hat auch ein liebes Büchlein herausgegeben, das braven Christen zu empfehlen ist, unter dem Titel „Deutsche Weihnachtslieder" Leipzig bei Weigel 1859. Darin steht auch die schöne Legende von den heiligen Drei Königen von Gustav Schwab, so ziemlich nach dem alten Volksbuche. Es würde Manchen erfreuen, wenn ich sie nacherzählte; allein auszuschreiben ist nicht meine Sache, und im genannten Büchlein oder auch in der Gedichtesammlung des braven Meisters ist ja Alles zu finden.

Eins wollen wir zum Schlusse noch erwähnen, nämlich daß ich mich nie entsinne, auf einem alten Gemälde den Stern gesehen zu haben mit dem Christkindlein in der Mitte, wie man doch nach der Volksvorstellung erwarten könnte. Der Stern ist einfach achteckig, und achteckig stand er auf der eben eingerissenen westlichen Chormauer, und dort stand er schon vor fünfhundert Jahren, als das Chor eingeweiht wurde. Andere Bilder zeigen auch einen sechseckigen Stern, wie Hack in seinem christlichen Bilderkreis richtig bemerkt, die Bezeichnung der Kometen, die bei der frühern Weltanschauung für seltsame Vorboten bedeutungsvoller Zeiten angesehen wurden. Köln hat das Achteck beibehalten, auch auf den kupfernen Verzierungen des Gitters am Dreikönigen-Chörchen, dem Werke von Maximilian Heinrich.

II.

Der Dreikönigenkasten vor der Franzosenzeit.

Für den frühern unverkürzten Dreikönigenkasten, wie es vor 1794 und der Flucht nach Arnsberg oder Frankfurt am Main um ihn bestellt war, spricht noch ein von sehr vielen Leuten in meiner Jugend beglaubigtes Zeugniß, da die betreffenden Personen und Sachen noch alle bekannt waren. Hofrath Vogel nicht Vogler, von welchem Wallraf in seinen „Beiträgen" (S. 203) spricht, war Hofrath, Aufseher des Naturalienkabinets, Bibliothekar und Historiograph des Erzbischofs und Kurfürsten von Köln. Im Jahre 1781, also unter dem vorletzten Kurfürsten Maximilian Friedrich, erwählt 1761, gestorben im berühmten Eisgangsjahre 1784, dem Stifter der Bonner Hochschule aus den Jesuitengütern, ferner unglücklichen Hersteller des Domchores, vielmehr Niederreißer seiner schönsten Zierden, unter diesem wahrhaft wohlwollenden aber nach den Zeitansichten aufgeklärten Herrn gab erwähnter Hofrath Vogel in deutscher und französischer Sprache zu Bonn eine Sammlung der prächtigen Edelgesteine des Dreikönigenkastens heraus, und da er überall Abbildungen beigab, so ist aus seiner Schrift der ursprüngliche Zustand leicht zu erkennen. Das Buch ist jetzt ziemlich selten, und der vollständige Titel lautet in der französischen Uebersetzung: Collection des pierres antiques, dont la Chasse des ss. trois Rois Mages est enrichie dans l'église Métropolitaine à Cologne, gravées aprés leurs empreintes avec un discours historique analogue par I. P. N. M. V. — Auf der letzten Seite 36 steht: imprimé à Bonn dans l'Imprimerie Electorale de la Cour 1781, — Wie man sieht, ist der Name nur angedeutet; aber daß Vogel der Verfasser war, ist sicher. Zuerst giebt er einen geschichtlichen Abriß der Wegführung der hh. Leiber von Mailand, wie selbst

italiänische Schriftsteller bezeugen, dann ihre Ankunft und ihren Empfang in Köln. Dann folgt nach einigen denkwürdigen Bemerkungen über den neuen oder jetzigen Dombau die Beschreibung des alten Dreikönigenschreines nach allen vier Seiten, und da er Alles durch beigegebene Stiche erläutert, ja sogar wie auch Crombach und Baron von Hüpsch gethan, den Domplan und den Aufriß*) der beiden Thürme hinzufügt, so können wir getrost auf ihn verweisen, und überlassen Andern die traurige Mühe, nachzusehen, wie viel des Kostbarsten geplündert und zertrümmert worden, so daß die Wiederherstellung ganz nach dem frühern Bestande eine Unmöglichkeit und die Verkürzung eine Nothwendigkeit wurde. Die Bildsäulchen aus feinstem Golde, Diamanten, Smaragde, Rubinen, Hyazinthen, Sapphire, Amethyste, Topase und sonstigen Edelsteine, zahlreichen Perlenreihen und dergleichen übergehen wir, halten es aber für nöthig, Eines zu erwähnen, was gläubigen Christen auffällig erscheint. Es finden sich nämlich an dem Kasten viele heidnischen Kostbarkeiten, und das erscheint in unsern Tagen wenigstens wunderlich. Die Ansicht unserer frömmeren Vorväter war aber eine ganz andere. Mit freigebigster Opferwilligkeit brachten sie zum Schmucke jedes Heiligthums alles Kostbarste, Seltenste, was den Schmuck erhöhen konnte, dar; denn für unsern Herrgott und seine lieben Heiligen konnte nichts zu kostbar sein. Eine Kirche war damals mehr als jetzt. Sie war Herzensangelegenheit des Landes, der Stadt, der Stolz jedes Bewohners, die Freude von Alt und Jung, Reich und Arm, das steinerne Ur-

*) Karrich der Sohn des letzten Dombildhauers besaß auch, wie der ehrliche und glaubwürdige Mann mir versicherte, von seinem Vater ein großes Buch mit großen Pergamentblättern, worauf die Bündelsäulen mit ihren Blumen, Krönungen, ob vorhandenen oder zukünftigen, (wußte er nicht zu sagen) und Anderes gezeichnet waren. Im Jahre 1794 ging der Genannte nach Wien, schenkte darum das Buch seinem Freunde, einem Maler, der später nach Krefeld zog. Von dort soll es nach Cleve gekommen sein. Ich verfolgte lange die Spur, aber — vergebens.

kundenbuch für alle Denkwürdigkeiten, Bildergallerie, Museum, Antiquitäten- ja Naturalien-Cabinet, und was jetzt die großen und kleinen Herrn in Museen, die Reichensperger mit Recht Beinhäuser der Kunst nennt, unnütz verbergen, prangte damals öffentlich zur Freude und Belehrung und Ermunterung des gesammten Volkes. Opferschaalen von Sardonich schmükten den alten Cunibertuskasten, Antiken und Emaillen die reichen Schreine in St. Gereon, St. Severin, St. Pantaleon und die Leute hätten sich selbst als Lumpenpak verachtet, wenn sie nach jetziger Weise gethan hätten. In dieser Gesinnung wurde auch freudig geopfert, was aus der Heidenzeit kostbares an den Tag kam. Gelehrte Nasen werden hier wieder katholische Abgötterei riechen; aber sie haben stark den Schnupfen. Das Christenthum hat die Welt, und diese war außer den Juden heidnisch, besiegt, sich unterworfen, und wie unser gute Böcker (S. 87) ganz richtig sagt, sind diese kostbaren Ueberbleibsel der heidnischen Jahrhunderte gleich den Schlachtfahnen, die man ebenfalls in den Kirchen aufhing, Trophäen, Denkzeichen des Sieges des Christenthums über die Abgötterei, die jetzt bei den Herrn Gelehrten wieder aufleben soll, aber mausetodt bleibt wie ihr Gott Akademos. Da das Volk sich um Heiden, Kameen[1]) und dergleichen Steine wenig kümmert, so bemerken wir nur um der Alterthumsforscher willen, daß schon Ferdinand Eugen von Franken-Siersdorf, dessen Haus in der Huhnsgasse am Weierthore noch zu sehen ist, Domkapitular und Wohlthäter in vielen öffentlichen Zweigen schon früher den Schatz zeichnete und ordnete. Vogel stützt sich auf ihn, und so reicht die Bemerkung hin, daß vertreten sind Hadrian und Sabina, Mars, Venus, Jo und Argus, Pallas oder Rom, ein Kaiser, Winzer, Diana, Sarapis, Kupido,

1) So heißen erhaben geschnittene Steine im Gegensatze zu den tief geschnittenen, die man Gemmen auch schlechtweg Intaglio nennt. Gemme bedeutet auch Edelstein, und das italienische Intagliare heißt einschneiden, insculpere.

Komus, Psyche, Merkur, die Siegesgöttin, ein Kriegsmann, heidnisches Opfer, Panther des Bacchus, Aesop, Löwe, Pan, Adler, Isiskopf, Herkules, Apollo, Vulkan, Hymen, Leda und Jupiter, Julius Cäsar, Livia, Cybele, Kastor und Pollux, Thetis, Medusa, Faustina, Germanicus, Nero, Augustus, Zenobia, Alexander d. G., Pegasus, Aeskulap, Ptolemäus und Beronice u. s. w. — Im Ganzen sind's zweihundert sechsundzwanzig Stück, und bei Mehreren hat die Gelehrsamkeit die schönste Gelegenheit, sich tapfer herumzuzanken und uneinig zu bleiben.

III.

Crombach.

Unsere Vorfahren glaubten an Gespenster und Hexen, und verbrannten sie. Jetzt glauben die klugen Herrn an andere Gespenster, die sie gerne verbrennen möchten, nur heißen sie Jesuiten. Furchtbarer Name für Zeitungen und viele Leute, die gerne einen Namen haben möchten, aber des Namens nicht werth sind. Der Berliner sagt: bange machen gilt nicht, und mit Recht; auch habe ich selber wenig Angst, am wenigsten vor einem aufgeklärten Professor; denn ich bin leider beides selbst, und kenne meine Leute. Für den braven Kölner aber glaube ich, daß es Pflicht der Dankbarkeit ist, sich seines braven Crombach zu erinnern, der auch ein christliches kölner Kind war und wahrhaft gelehrt, obgleich er sich nicht so nannte. Unser Landsmann hat nun ein gar dickes Buch über die hh. Dreikönige wie ein Meßbuch geschrieben, und darin spiegelt Köln sich ab, aber das alte vorfranzösische. Wer Latein versteht, dem rathe ich, das Werk zu lesen; denn er wird dann als Ritter mit Geist viele Ritter vom und ohne Geist in die Flucht schlagen können. Alles was die hh. Dreikönige und unsern Dom betrifft, findet er dort zusammen, und nach neuerer Art wird er mehr bestohlen als genannt. Ich bilde mir ein, er muß

große Freude gehabt haben, als er im vorigen Jahre vom Himmel herab seinen lieben Dom vollendet sah. Auch meine ich, müsse es den Kölner freuen, wenn er wenigstens im Auszuge erfährt, was der brave, leider, wie man jetzt sagt, nicht kritische Mann in seinem Domwerke geleistet hat. Es zerfällt in drei große Abtheilungen. In der ersten preist er die Erstlinge des Christenthums und der Kirche. Den Stern sieht er an als eine neue Schöpfung, als eine Ansprache des Himmels zur Verkündigung des Erlösers, und da der Verfasser Alles mit Schriftsprüchen oder Kirchenvätern belegt, so ist er für den jetzigen Ungläubigen etwas ungenießbar. Geistreich ist, wie er die hh. Dreikönige als Zeugen der Geburt des Heilandes, als Evangelisten, Propheten, Priester, Bischöfe, Bekenner und Märtirer nachweist, auch wie ihr Fest schon seit frühesten Tagen in der Kirche gefeiert wird. Alsdann erklärt er alle Beziehungen der hh. Könige zur h. Schrift von Adam an; denn das war die Wissenschaft der alten Zeit, zu forschen, wie der Plan Gottes im Großen und Kleinen seine heilige Kirche im alten Bunde begründete, im neuen erbaute. Hätten wir noch diese uralte Wissenschaft, die jetzige jüngere und kindische, namentlich unserer Kunstherrn würde fehlen, und man verstände sich auf die g e i s t i g e Sprache unserer Dome; denn auch die Steine können reden, ja schreien, wie das Evangelium (Luk. XIX. 40) sagt. Der Stern Balaams wird natürlich nicht übergangen, und scharfsinnig erörtert, was von David an die Propheten über die hh. Weisen und ihre Anbetung des Herrn weissagten. Die zweite Abtheilung befaßt sich mit der Erklärung des Evangelisten Matthäus, der allein die Geschichte der hh. Dreikönige bringt. Nun bringt aber unsere Bildung nichts Neues, sondern kocht nur alten Brei auf. Ein gelehrter früherer Calviner nennt sich Molinai. und indem er sich auf die h. Schrift beruft, schlägt er sie mit zwei Fäusten ins Gesicht, und versichert, das Papstthum sei eine ganz n e u e Sache und die hh. Dreikönige seien kurzweg eine Lüge. Offen=

bar wird die hessische und badische Kammer einstimmen, zumal die guten Könige ohne ihre Erlaubniß, wie unparlamentarisch! sogar ins Ausland giengen, ja Gold außer Landes führten. Es genügt den Unsinn erwähnt zu haben, der selbstredend viele Anhänger fand. Auch die Namen erklärt Crombach als ächt; aber da du christlicher Leser mutmaßlich weder äthiopisch noch arabisch verstehst, so will ich dich doch damit nicht behelligen. Sehr aber wird es dir gefallen, daß nach Molinai der Name Kaspar oder Jaspar deutsch ist, wahrscheinlich aus dem Deutschen, was man vor der Sündflut sprach. Aus der dritten Abtheilung erwähne ich nur Eins. Unter August wurde der Heiland geboren, und unter ihm erschien ein Komet, der fast dem Dreikönigen-Stern ähnlich sieht. Ueber ihn berichtet ein Mann, dessen Gelehrsamkeit noch jetzt bewundert wird, ein Naturforscher, genannt der alte Plinius; allein da wir beide in solchen Dingen wenig beschlagen sind, so bitten wir den Herrn Vogt und Moleschott, ihr Phosphorlicht leuchten zu lassen.

Im zweiten Bande kommt sehr viel Gelehrtes vor. Für unsern Zweck ist blos denkwürdig, daß ein Mann von dem wunderbaren Sterne spricht, der von der Sache etwas wissen konnte. Nach der Sage war er das Kind, das der Heiland im Evangelium segnete; in der Wirklichkeit aber war er ein Schüler des Apostels Johannes und Bischof von Antiochia, wo zuerst der Name Christen aufkam. Dieser Mann hat wie Paulus berühmte Briefe geschrieben, die nicht nur im Griechischen, sondern auch in altsyrischer Uebersetzung noch vorhanden sind. Auch einen Brief hat er an die Ephesier geschrieben (XIX. S. 168 bei Hefele Patr. Apost. 1855) und er zeugt von dem Sterne mit seinem unaussprechlichen Glanze. Ich denke, wo ein solcher Heiliger spricht, ziemt es sich für die unehrliche Gelehrsamkeit (die ehrliche thut es von selbst), den Mund zu halten und zu glauben. Ich könnte auch noch den Stern unter Augustus mit dem Kinde in der Mitte anführen; allein wo das Heidenthum, und wäre es die weiseste Si-

bylle, Christliches berührt, glauben die neuen Heiden auch den alten Heiden nicht.

Der dritte Band bespricht die Pilgerfahrt der hh. Könige bis zu ihrem Tode, ungefähr wie das Volksbuch, dann einige arabische Geschichten bis auf die Kaiserin Helena, die Ueberbringung der Heiligthümer nach Konstantinopel, Mailand, endlich nach Köln. Vorzüglich weitläufig beschreibt er nun die Reise nach dem Rheine von Vercelli über die Alpen. Auch theilt er den Brief urkundlich mit, offenbar aus dem frühern Domarchiv, den Reinald durch einen Eilboten nach Koln sandte, um die Ankunft der hh. Leiber zu melden. Den Boten schikte er aber am zweiten Idus oder wie wir jetzt sagen am 12ten Juni, denn der Idus ist in diesem Monate der dreizehnte, und man zählt rückwärts bis zu den sogenannten Nonen. Im Briefe wird auch angegeben, die Ueberbringer der hh. Dreikönige beabsichtigten durch Burgund und Frankreich zu gehen wegen der auflauernden Feinde. Ob diese Angabe aber wahr ist, oder nur eine Finte, um vom rechten Wege abzulenken, lassen wir auf sich beruhen. Genug, Crombach erwähnt eine Menge Stationen kreuz und quer und zwar Turin, dann nach dem Berge Ceuis, aber bald nach dem St. Gotthard ablenkend, Luzern am Vierwaldstädter-See. Von dort betrat er zwischen Dole einer nicht unberühmten Hochschule und Besançon, damals noch Reichsstadt, Burgund wo noch mehrere Spuren nachgewiesen werden. Von dort gieng's nach Breisach, und dann was sich schwer begreifen läßt, nach Gmünd in Schwaben, von dort, um den Gegnern auszuweichen, nach Bamberg, endlich nach Mainz, den Rhein hinunter nach Erpel, und nach Köln. Die streitige Jahreszahl wird auch hierbei besprochen, allein hätten wir auch nicht Reinalds Brief, so ist das Jahr 1164 schon dadurch gesichert, daß der berühmte Pantaleonite und Kölner, den auch König Ludwig in seiner Walhalla ehrte, der denkwürdigen Einbringung in diesem Jahre gedenkt, der gewiß Genaues wissen

konnte und wußte. Crombach bemerkt auch hiebei, daß der ältere Petri- oder Hildebold'sche Dom zwar ansehnlich war, aber kleiner, als der jetzige. Auch gedenkt er des ehernen Guß-Bildes von Reinald im Muttergotteschörchen, das nun verschwunden ist, und des noch jetzt vorhandenen Muttergottesbildes. Es folgen nun zum Schlusse noch manche Merkwürdigkeiten z. B. der Besuch Petrarca's zu Köln im J. 1330, und des Aeneas Sylvius, spätern Papstes Pius II, die Versicherung, daß der Dreikönigenkasten auf Betrieb des Philipp von Heinsberg reich und kunstvoll gefertigt worden, viele reichen Schenkungen in Gold, Silber und Edelsteinen, das Alterthum des Dreikönigen- oder Epiphaniäfestes (S. 720) und was dergleichen mehr ist. Wir könnten ein neues Buch machen, wenn wir ihn nur verkürzt ausschrieben. Nicht verschweigen wollen wir jedoch, daß Crombach (S. 699) über die gothische Baukunst ungefähr eben so urtheilt, wie Sandrart, und mit der neuern klassischen Weise hielt. Aus dem fünfzehnten Jahrhundert werden (S. 834) vier Dommeister genannt. Nikolaus Lampreida, Christian Polleer, Konrad (offenbar Konrad Kuyn), den wir schon oben genannt haben und Johann von Frankenberg. Johann Meister Konrads Sohn zeichnete sich auch in's straßburger Steinmezzen-Hüttenbuch ein, und zwar im Jahre 1466 am Tage Petrikettenfeier, und so sind wir über die letzten Domhütten- nicht Zunftmeister so ziemlich im Klaren, könnten es auch über die ersten sein, jedoch ich habe einmal die Laune, nichts weiter zu sagen, rathe aber den guten Crombach zu studiren, wie er es verdient, und sein Andenken wieder aufzufrischen.

IV.

Schlußbemerkung.

Manche werden diese Schlußbemerkung für nicht hieher gehörig halten, ich halte sie aber grade für das naseweise Köln für

zeitgemäß, ja für nützlich, wenn du, braver Leser, nur ein wenig selbst denken willst, statt deine Zeitung für dich denken zu lassen. Ich meine auch, es gäbe keinen Gegenstand, der mehr unser Nachdenken verdient, denn all unser Weh und Leid fließt aus einer einzigen Quelle. Die heiligen Dreikönige herschten über verschiedene getrennte Gebiete, und stellen, wie schon Menzel in seiner Symbolik sagt, die gesammte Menschheit, die weiße, schwarze und gelbe dar. Als sie den Herrn in der Krippe gefunden und angebetet, wurden sie im Geiste eins, Freunde, und auch ihre Völker. Was ist nun das Große, Göttliche im Christenthume? Daß das wahr geworden ist, was der Apostel sagt, daß es keine Völkertrennungen mehr durch Sprachen giebt, wie wir vor dem Opfer bei der Anrufung des heiligen Geistes, singen: qui per diversitatem linguarum cunctarum gentes in unitate fidei congregasti d. h. der trotz der Verschiedenheit aller gesammten Sprachen die Völker dennoch in der Einheit des Glaubens wie eine Heerde unter dir versammelt hast. Das war ja eben die Sendung des Heilandes, zu versammeln in Einheit, zu retten, was verloren war (und verloren war die ganze Heidenwelt), und jetzt erst tagt der Begriff Menschheit, für welche der Grieche und Römer, dessen höchste Tugend Bürgertugend war, nicht einmal ein Wort[1]) hatte. Der Heiland bittet (Joh. XVII. 22) mehrmals für diese Einheit, und wirklich als der h. Geist gekommen war, waren Alle, wie die Apostelgeschichte (IV. 34) berichtet, Ein Herz und Eine Seele, obgleich sie den verschiedensten Sprachen (II. 9) angehörten. Auch der Völkerapostel (Ephes. IV. 3) mahnt an diese Einheit, und im Galaterbriefe (III. 28) heißt es sogar: im Christenthum" gelte nicht Jude noch Heide, nicht Sklave noch

---

1) Hoffentlich wird kein Denker aus Terenz und Cicero des humani nihil a me alienum esse puto einwerfen. Ein Weltrom mußte sich auch in die Weltvölker theilweise fügen; denn Alles über Einen Kamm zu scheeren, dafür waren sie schon zu klug.

Freier, nicht Mann noch Weib, sondern (I Cor. XII. 12. 13. X, 17. Röm. XII. 4) wir seien alle Eins in dem einheitlichen Körper. Christenthum überhaupt ist Einheit; ohne Einheit kein Christenthum. Beschaue dir einmal, christlicher Leser! in einem Leben der Heiligen die drei ersten Märtirer-Jahrhunderte! Es gilt gleich, was für ein Landsmann der Heilige ist, ob Spanier, Perser, Deutscher, Franzose, Aegyptier oder was immer, sie sind geistig alle eins und reden dieselbe Sprache. Nun will ich dich nicht länger über diesen Gegenstand unterhalten, die Welt wurde eins d. h. christlich. Während der Kreuzzüge zog Europa nach Morgenland, um das heilige Land zu befreien. Dabei waren Leute aus den verschiedensten Völkern, die einander nicht verstanden: Deutsche, Italiäner, Dänen, Franzosen, Engländer u. s. w., aber die Sache gieng gut; denn wenn die Leute einander nicht in der Landessprache verstanden, so verstanden sie sich, wie Fulbert beschreibt, in einer höhern Sprache, der Religion und ihrer werkthätigen Liebe. Gott behüte mich, daß ich etwas gegen die Vaterlandsliebe sage (und sie wurzelt sehr stark in der gemeinsamen Sprache). Die Vaterlandsliebe hat aber ihre Stufen und Grade, die wohl zu beachten sind. Die unterste angeborne ist die Liebe zum Familienheerde und zum Heimatsorte; denn jeder Vogel, wie das Sprüchwort sagt, liebt sein Hekneſt. Die zweite und höhere ist die Liebe zum Stamme, Staate oder dem engern Vaterlande, und beruht schon auf der Erkenntniß der Pflicht, welche der Einzelne dem Ganzen gegenüber zu erfüllen hat. Denn ganz schlicht gesprochen, die Leute in Köln kennen die in Königsberg nicht, die in Salzburg nicht die in Hermannstadt, die Passauer nicht die Münchener. Da muß also zum Bewußtsein der Stammverwandtschaft und Zusammengehörigkeit, daß Alle füreinander stehen müssen, noch ein Anderes hinzutreten, und das ist die Religion. Denn was ist Pflicht, christliche meine ich. Ich denke, Bewußtsein dessen, was ich thun und lassen m u ß, nicht aus Zwang, sondern wie der

Apostel sagt, um Gotteswillen, der befiehlt, die Obrigkeit zu ehren und ihr, sogar einem Nero, zu gehorchen. Die Religion aber nenne ich mit andern Worten ein höheres Vaterland, ja das ewige himmlische, das so hoch über dem irdischen steht, als der Himmel selbst über der Erde. Welche Gewalt nicht die vaterländische Sprache, sondern die Religion hat, ist Jedem einleuchtend, der nur an die Juden denken will. Schon vor Kaiser Claudius wurden die Brauseköpfe in die nördlichen Gegenden verbannt, wohnen jetzt in allen europäischen und nordafrikanischen Ländern, sprechen kein Hebräisch mehr (denn das ist eine todte Gelehrtensprache), aber polnisch, deutsch, französisch, spanisch, arabisch, armenisch u. s. w. — Und wo sie sich treffen, fühlen die Juden sich eins in der Gesinnung; denn die Religion ist ein weit stärkeres Band als die Sprache. Das Christenthum war dazu bestimmt, ein Band für die ganze Welt zu sein, denn der Heiland sagte bei seinem Scheiden zu den Aposteln: Gehet aus in alle Welt und seid Herolde des Evangeliums für die gesamte Schöpfung! Die drei Könige waren solche Herolde schon für ihre Länder. Jetzt aber scheint die Völker ein krankhafter Wahnsinn befallen zu haben, und man schwärmt für Nationalitäten, Völkertrennung nach Sprachen, also für Aufhebung der Völkervereinigung, und glaubt sogar dabei sehr klug zu thun, wenn man sich auf die Sprache beruft. Die Sprache thut's nicht, wohl aber der Geist. Als Griechenland und Deutschland in Mundarten und Stämme getheilt war, aber eins im Geiste, schlug es die Perser bei Salamis und Platää und die Welschen bei Leipzig. Die Sprachen haben schon einmal sich selber verwirrt beim babylonischen Thurmbau, diesem umgekehrten Pfingstbau; was bei unsern Narretheien herauskommen wird, wird sich bald mit Blut-Thränen, vielleicht Vernichtung ins Buch der Geschichte einzeichnen. Jedes Völkchen verlangt jetzt sein amerikanisches Zellengefängniß für sich, und will sein eigener Herr sein, ja sogar sein eigenes Christenthümchen haben, als ob es viele

Christusse gebe und für jedes Kauderwelsch einen besondern Himmel und eine besondere Hölle. Die neuern Evangelien, ich meine die Zeitungen, loben sogar solche tollen Bestrebungen als Weisheit und Berechtigung der Nationalität, und ich wundere mich, daß sie noch den gemeinsamen Himmel mit den gemeinsamen Sternen und Sonne und Mond so geduldig ertragen, und keine besondern für sich nach ihrem Völkerrechte verlangen. So weit können die Völker sich verirren, wenn sie vom Christenthum abfallen. Ist nämlich das Christenthum Vereinigung und Verallgemeinerung der Gemeinsamkeit, so leuchtet es für gesunde Sinne ein, daß das Aufstellen von Nationalitäten Sonderung, Zerfall in Einzelheiten, also mehr oder minder Abfall vom Christenthume ist. Unsere Zeit zeichnet also sich selber so scharf, daß der Messer an ihre Klugheit und Bildung und gepriesene Aufklärung nicht einmal angelegt zu werden braucht. Ich spreche es sogar aus: das Nationalitäts-Geschrei beruht auf barer Unchristlichkeit, nein, Dummheit, denn indem sie eine Welt unter Christus dem Haupte verschmähen, bauen sie emsig an einer Weltvereinigung im Verkehr, die nicht einmal unter den Kindern desselben älterlichen Hauses gefunden wird, wenn sie unedlen d. h. unchristlichen Geistes über ein kleines Mehr oder Minder ihres Erbes sich herumzanken. Auch dieser Baum wird seine Früchte tragen, aber keine erhebenden und belebenden. Ich könnte mehr sagen, aber ich will schließen. Die hh. Weisen aus Morgenland opferten dem Heilande Gold, unsere Weisen opfern den Heiland dem Golde. Das ist der Unterschied zwischen Jetzt und Früher, auch lieber Landsmann! zwischen dem heiligen und unheiligen Köln. Doch Gott und die hh. Dreikönige werden walten, hoffentlich auch über Klein- und Großdeutschland. Jetzt, lieber Leser, nehme ich Abschied bis zur nächsten Jubelfeier in einem höhern Dome, und in dem ewigen Vaterlande unter — —; doch du verstehst mich.

Bonn, Druck von Carl Georgi.

Inhalt.

Zugaben.

Haeusler

Kreuser, Johann Peter Balthasar,

Dreikönigenbuch zur siebenhundertjährigen Feier der Einbringung der heiligen Dreikönige

Bonn 1864